Das Philo-Haus in Kreuzendorf

Lichtbild Schau/Zawadzki

Der Oberschlesier
12. Jahrgang, 8. Heft August 1930

Aus der Kinderheimat Philo's vom Walde

Von Wilhelm Güttler, Kreuzendorf

Man ist versucht, heute von einer Philo vom Walde-Renaissance zu sprechen. Durch Jahre schien es, als ob sein Andenken verlöschte, als ob unter der Überfülle literarischer Tagesproduktion sein äußerlich so bescheidenes Werk, dessen man im Buchhandel kaum habhaft wird, begraben würde. Aber die „Schläsing" konnte nicht des Mannes vergessen, der sie mit verzehrender Liebe geliebt, der in ihrer Sprache Lieder sang von quellfrischer Schöne und schlichter Größe, Lieder, die nicht vergehen werden, weil sie aus einem unverfälschten Herzen und Gemüte erklangen. Und so erinnerte man sich in den letzten Jahren wieder dieses Klassikers schlesischer Mundartdichtung und gedachte seiner in Zeitungen, Zeitschriften wie im Rundfunk. Marie Klerlein schenkte uns eine prächtige Blütenlese aus seinem Schaffen im „Philo vom Walde-Buche".* Im Geleitwort schrieb Hermann Stehr die Worte: „Keiner vor ihm und noch keiner nach ihm hat die Musik der schlesischen Mundart, ihre Innigkeit, ihre Schalkheit, ihren Rhythmus und ihre gemütvolle Tiefe so voll erfaßt und rein gestaltet wie er in den besten seiner schlesischen Lieder". In Leobschütz erstand das monumentale Philo-Denkmal, geschaffen von der Künstlerhand Josef Obeth's. In vielen Schulen unserer Heimat lesen die Kinder das Philo v. Walde-Heft, das Hugo Gnielczyk geschickt zusammenstellte.

Ja, man wandert heute in Philo's Kinderheimat, nach Kreuzendorf bei Leobschütz, um das „Philo-Häusel" zu begucken. Prorektor F. Tschauder schrieb in einem Aufsatz über Philo (Hans Reinelt) im „Schles. Musenalmanach": „Seine Wiege stand in einem Weberhäuschen des reichen Bauerndorfes Kreuzendorf im gesegneten Lößkreise Leobschütz." Das „reiche" Bauerndorf ist leider gewesen. Frau Sorge, in Philo's Vaterhaus ein steter Gast, schreitet jetzt durch so manches stattliche Bauernhaus und macht die Gesichter seiner Bewohner hart und schwer. Stolze Besitzungen, in denen Bauerngeschlechter an die 700 Jahre saßen, kommen unter den Hammer. Kreuzendorf ist im 13. Jahrhundert gegründet worden, als die Welle land- und frei-

* Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau.

heitshungriger deutſcher Bauern oſtwärts brandete. Kreuzritter, denen die Landſchaft hier eignete, riefen fränkiſche Siedler herbei. Die ſchufen, heimatlichen Überlieferungen getreu, das ſchöne Straßendorf: Seitlich der wohlgepflaſterten Straße, an deren Saum weiße Steine aufleuchten, reiht ſich Obſtgarten an Obſtgarten. Darin eingebettet liegen die Wirtſchaften, in ſtilreiner fränkiſcher Gehöftform aufgebaut. Viel Wohlhabenheit barg ſich einſt in dieſen Mauern! Und Bauern wuchſen hier heran voll Selbſtbewußtſein, Eigenart und zähem Fleiß! (Es bleibt zu bedauern, daß man in dem ſchönen Oberſchleſien-Film nicht auch das eine oder andere dieſer prächtigen deutſchen Bauerndörfer Oberſchleſiens zeigte — Piltſch nur ſei beſonders genannt!)

Wenn wir nun durch Kreuzendorf weſtwärts wandern, grüßt faſt am Ende des Dorfes das Philo-Häuſel zu uns herüber. Es iſt ein rührend kleines Haus, das ſauber und ſchmuck gewandet, geradezu lieb ausſchaut. Das eigentliche Elternhaus Philo's iſt es freilich nicht, ſondern das Laimes des väterlichen Anweſens, zum Wohnhaus umgebaut, als Philo bereits junger Lehrer war. Beſuchsweiſe hat er ſich mehrmals in dem Häuschen aufgehalten. Sein Vaterhaus aber war ſchon verfallen. Armſelig war es von Geſicht. Ein ſtruppiges Strohdach deckte weißgetünchte Mauern. Und doch blüht in ihm der ganze Kinderhimmel unſeres Poeten auf. Seine mächtige Phantaſie wandelt das Stroh in Gold, das trockene Schwarzbrot in königliche Speiſe. Das winzige Oberſtübel, ſein Königreich, birgt teure Schätze: den Herrgottswinkel, Bücher, Bilder, die Fiſchelkrauſe ... Im Blumengärtel verbringt er ſelige Stunden. Ein Leuchten kommt immer in ſeine brennend ſchwarzen Augen — ſie mögen den Ausſpruch eines Schulfreundes: „A ſooch aus wie a Zigeiner!“ rechtfertigen —, wenn der Vater, dieſer echte Mann aus dem Volke, vom Umgehn und dem wilden Jäger, von Feuermännern, Drachen und verſunkenen Schätzen ſchaurig-ſchön erzählte. Denn dann wurde der ſonſt ſo ſtille Mann beredt, lebte er doch noch ganz in dieſer Sagenwelt. Luftſchlöſſer von erſtaunlicher Kühnheit laſſen ſich bauen auf der Wieſe beim Viehhüten: da kann man auf dem Rücken liegen, den blauen Himmel angucken oder die ragenden, ſchimmernden Höhen des Altvaters, blauen Burgen und Schlöſſern gleich. Man kann ſeine ſtürmenden Gedanken den Vögeln nachſchicken, die hoch oben ihr „tirili“ zwitſchern. Und aufkeimende Dichterkraft formt in dem armen Dorfbuben ein erſtes Gedicht. Schöpferfreude überflutet ihn und ſchenkt ihm ein Ahnen vom Reichtum des Geiſtes, der Lumpen und Hunger zu beſiegen vermag. Denn: Lumpen und Hunger ſind das Signum dieſer Kindheit!

Der Vater, dem außer dem Häuschen nur 2 Morgen Land gehören, iſt Handweber, Nachtwächter, Steinbrecher und geht zu den Bauern auf Tagearbeit. Es gilt, ſieben Münder zu ſtopfen! Blieb ſo Feierabendglück dem Hauſe fern, war doch Schmalhans immerwährend Küchenmeiſter. Das macht den gutherzigen Mann unfroh und zum

Grübler, zumal, wenn er nachts mit Spieß und Feuerhorn durch die ſtillen Straßen ſtapft. Die Mutter, ſtrenggläubig, nüchtern, nimmt die Mühſale ergeben hin als Fügung des Himmels. Alles im Hauſe, was Hände hat, muß arbeiten! Das Spielſtündlein in der Abenddämmerung iſt knapp bemeſſen. Im Sommer geht's auf's Feld, im Winter heißt es Federn ſchleißen und ſpinnen. Wenn dann wohl ſpät abends die Finger der linken Hand bluten vom Fadendurchlaufen und die Sohle des Fußes brennend ſchmerzt, wollen die müden Augen zufallen. Doch der Mutter gruſelig Lied von der „Spillalutſche", jener alten, vertrockneten Frau mit den langen Eberzähnen und den entſetzlichen Augen, ſchreckt die traumſchweren Kinderköpfe wieder hoch. Iſt der Flachs geſponnen, trägt der Vater das Garn nach Comeiſe, in's Oppatal, zum Bleichen. Dann webt er rohes Linnen daraus. Das gibt Hemden und Hoſen — von Dauer! „Die hun ni ſchlecht gekrotzt!", zwinkert mich der Kremſer-Vetter an, als er ſich ihrer erinnert. — Jener Nacht aber ſei auch hier gedacht, da herzzerreißender Jammer die kleine Stube füllt. Draußen im Stall liegt die Kuh, einziger und wohlgehegter Reichtum des Hauſes, — tot! Ein verſchluckter Nagel machte ihr ein jähes Ende. Der ſtillvergrämte Vater, die laut weinende Mutter, die verſtörten Kinder, ein langer, langer Winter ohne das kleinſte Stücklein Butter, neue Entbehrungen (man wird die 20 Pfennige, für die der Vater vor Feſttagen Fleiſch aus Leobſchütz holte, nun auch noch ſparen, wenn der leere Platz im Stalle wieder einmal ausgefüllt werden ſoll), — müſſen Erlebniſſe ſolcher Art nicht Schatten werfen in die weiche kindliche Seele, die noch das Gemüt des Mannes umdüſtern? So haben denn die Hungertage der Jugend eigentlich das ganze Leben Philo's vergiftet. Legten ſie doch auch den Grund zu dem qualvollen Magen- und Nervenleiden, das am Marke des Mannes zehrte.

In jener Zeit, da das „Waberhanſel" ſeine Schritte erſtmals zur Schule lenkt, kauft ſein Vater das Anweſen im Oberdorf, von dem hier ſchon die Rede war. Bis dahin wohnte die Familie in einer jämmerlichen Lehmhütte, deren Strohdach nur ein niedriges Stübchen und den Hausflur deckte. Dieſes längſt verfallene Geburtshaus unſeres oberſchleſiſchen Heimatdichters muß von ehrwürdigem Alter geweſen ſein. Diente es doch, dörflicher Tradition gemäß, im 30jährigen Kriege den Schweden als Wachthaus. Bezeichnend für die wirtſchaftliche Lage des alten Reinelt iſt, daß er zwar eine Kuh, aber keinen Wagen beſaß. Endlich ſchwang er ſich zu dem Entſchluß auf, einen halben Wagen zu kaufen; der benachbarte Häusler Kremſer tat dasſelbe. Wer nun den Wagen brauchte, ſetzte die Vorder- und Hinterräder zuſammen, ſpannte die Kuh ein und fuhr wohlgemut auf ſein Äckerlein.

Gern geht Hans Reinelt zur Schule. Da iſt er, der armſelige und darum mißachtete Weberjunge, den oft anmaßenden reichen Bauernſöhnen über. „A hoot a kluges Köppel", ſagen die Leute. Darum ſoll er auch etwas werden. Aber das iſt nicht ſo leicht getan

bei dem immer schwindsüchtigen väterlichen Geldbeutel. Einen Weg nach oben gibt es: Franziskaner werden! Doch da schließen die Maigesetze alle klösterlichen Pforten. Nun sagt der alte Reinelt: „Schuster wirst Du!" Ein Reif fällt in den Garten junger Hoffnungen. Da wird durch Zutun des Lehrers unter großen Opfern der Weg zum Beruf des Volksschullehrers frei. Und den geht der junge Hans Reinelt nun hinan und erkämpft sich mit untilgbarer Gier Erkenntnisse um Erkenntnisse, die ihn beglücken und verwunden. Leicht wird ihm der Aufstieg nicht gemacht. Der damalige Erbrichter meint zum Vater: „Na, Vetter Reinelt, der wird Euch wohl die Hosen ausziehn." Es widerspricht jeglicher Überlieferung, daß der in Lumpen gehüllte Betteljunge des Nachtwächters ein „Studierter" werden soll. Man schüttelt gar sehr die Köpfe über diese unerhörte Überheblichkeit und hält den Daumen fest auf der Tasche. Daß damals dörfliche Überlieferung, oft in Kastengeist erstarrt, eine gewaltige Macht bedeutete, bezeugt Philo, wenn er schreibt: „In meinem Heimatsdorfe verhalten sich die Leute ganz besonders konservativ in bezug auf äußere Lebensweise und Einrichtungen. Und das hat in einer Beziehung viel Segen gestiftet, in anderer Beziehung großes Unheil angerichtet. Wehe dem Mädchen, das ohne fünf- bis zehntausend Taler Vermögen zu erhoffen, einen Hut tragen wollte! In meinen Kinderjahren wurden auch solche noch auf Weg und Steg, in Wirtshaus und Kirche ausgepfiffen und ausgezischelt. Das Haarekämmen, die Krausen an den Kleidern, die Anzahl der Knöpfe an den Jacken, die Schürzenbändel, Ohrgehänge — kurz: alles, was nur irgendwie an Mann und Weib, Kind und Kegel zu erblicken und nicht zu erblicken war, unterlag der strengsten allgemeinen Kontrolle und über etwelche Übergriffe wurde so lange zu Gericht gesessen, bis der status quo wieder hergestellt war." Daß unter solchen Umständen die Hein-Bäuerin dem frischgebackenen, in die Fremde ziehenden Präparanden einen harten Taler zum Abschied schenkte, hat ihr Philo nie vergessen. Ein warmer Schein brach jedes Mal aus seinen Augen, wenn er bei Besuchen in der Heimat dieser gutherzigen Frau dankbar gedachte. —

H e i m a t! Karg nur maßest du deinem Dichter die Freuden zu. Leid aber schüttetest du ihm verschwenderisch in den Schoß. Und doch: D u g a b s t i h m d a s B e s t e! Deinem unverfälschten Volkstum entsprossen, lehrtest du ihn deine Sprache, deine Sitten und Bräuche, schenktest ihm den Ruch deiner Wälder, die Bläue deiner Berge, die Fülle deiner Äcker, das rinnende Spiel deiner Wässer ... Du ließest ihn schauen in die Herzen deiner Menschen, fühlen ihre Lust und ihren Schmerz, ihr Lieben und ihr Hassen. Und so blühst denn, liebe oberschlesische Dichterheimat du, wieder auf in seinen Werken, wahr wie das Leben, aber schöner, reiner, verklärter: im „S i n g v ä g e r l e", in den „S o n n t a g s k i n d e r n", in dem unsterblichen Epos „L e u t e n o t", dem Seelenroman eines armen Dorfjungen. W e r d i e s c h l e s i s c h e H e i m a t s u c h t: h i e r f i n d e t e r s i e!

Die oberſchleſiſche Kalk- und Zementinduſtrie

Von Dr. H. Reinhart

Wenn von oberſchleſiſcher Induſtrie die Rede iſt, dann denkt jeder zunächſt an das Bergbaugebiet, an Kohle, Eiſen und Zink. Es gibt aber noch eine andere oberſchleſiſche Induſtrie, die nicht weniger bodenſtändig iſt als die Montaninduſtrie, weil ſie ebenſo wie dieſe ihren Rohſtoff unmittelbar aus dem oberſchleſiſchen Boden nimmt; das iſt die Kalk- und Zementinduſtrie. Sie ſteht mit der Induſtrie des Bergbaureviers in keiner unmittelbaren Verbindung, wenn auch gewiſſe wirtſchaftliche Wechſelbeziehungen beſtehen, von denen noch die Rede ſein wird, iſt auch räumlich von ihr getrennt. Man kann die Lage der Kalk- und Zementinduſtrie etwa mit einem Dreieck umgrenzen, deſſen Ecken die Städte Oppeln, Groß-Strehlitz und Kandrzin bilden. Im Landſchaftsbilde Oberſchleſiens macht ſie ſich nicht weniger bemerkbar als die Kohlen- und Eiſeninduſtrie mit den Fördertürmen, den lohenden Feuern der Kokereien und der Hochöfen, die dem Gebiete von Gleiwitz bis Myslowitz ſein Geſicht geben. Denn kein Reiſender, der mit einigermaßen offenen Augen durch die Gegend fährt, kann die Kalköfen überſehen, die an der Schnellzugsſtrecke hauptſächlich bei Gogolin ſtehen und mit ihrem Quadergemäuer an die Warttürme alter Burgen erinnern. Dieſe Illuſſion wird beſonders ſtark, wenn auf manchen der nicht mehr im Betriebe befindlichen Öfen ſich Gräſer und Blumen angeſiedelt haben, ſelbſt Buſchwerk und Birkenbäumchen, die hoch oben auf luftiger Höhe tronen. Auch aus der Fliegerſchau ſind die Stätten der Kalk- und Zementinduſtrie leicht zu erkennen. Aus dem Linienſyſtem der Felder heben ſich die unregelmäßig umrandeten gelben Flächen der Kalkbrüche deutlich ab, und über der Stadt Oppeln hängen die langen Rauchfahnen der großen Zementfabriken, die ſich rund um die Stadt gruppieren. Wie Kohlenſtaub und Ruß die unvermeidlichen Begleiterſcheinungen der Kohleninduſtrie ſind, ſo iſt es an den Stätten der Zementinduſtrie der feine weiß-graue Zementſtaub, der in ihrer Nähe die Landſchaft überpudert.

Die Verwendung des Kalkes für den Mörtel beim Bauen iſt uralt. Auch in Oberſchleſien läßt ſich nicht genau feſtſtellen, wie weit die Kalkgewinnung zurückgeht. Jedenfalls war ſchon im 14. Jahrhundert der oberſchleſiſche Kalk, namentlich aus der Gegend von Oppeln und Groß-Strehlitz ein Gegenſtand lebhaften Handels. Kalkbrüche und Kalkbrennöfen wurden hauptſächlich in der Nähe der Hauptverkehrsſtraßen angelegt.

Die Verwendung des Kalkes für Bauzwecke, für die Mörtelbereitung ſpielt auch heute noch eine Hauptrolle. Die überwiegende Maſſe des Kalkſteins, der aus den Schichten des oberſchleſiſchen Muſchelkalkes gebrochen wird, wird gebrannt. Kleinere Mengen kommen als Rohkalk zur Verwendung, als Zuſchlagsmaterial für die Öfen der Eiſen-

hütten, als Bausteine oder für die Zuckerfabrikation. Im übrigen findet der Kalk heute in ausgedehntem Maße Verwendung als Düngemittel in der Landwirtschaft und für die verschiedensten chemischen Industrieen. Die Kalkbrennöfen haben sich natürlich im Laufe der Jahrhunderte verändert, wenn auch der Unterschied im äußeren Aussehen bei ihnen nicht so groß ist wie etwa der zwischen einem modernen Hochofen und den Öfen, wie sie noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts für die Roheisenerzeugung gebräuchlich waren.

Der Wert der oberschlesischen Kalkproduktion wurde vor dem Kriege auf ungefähr 8 Millionen RM. berechnet. Oberschlesien steht unter den 11 Kalkerzeugungsgebieten Deutschlands an dritter Stelle und hat einen Anteil von mehr als 10% der Gesamtproduktion. Wie in anderen Industrieen ist auch in der Kalkindustrie im Kriege und in der Folgezeit ein starker Rückgang der Produktion eingetreten, auf den erst allmählich wieder eine Erholung folgte. Der oberschlesische Kalk hat durch die Abtretung der Provinz Posen und oberschlesischer Gebietsteile wichtige Absatzgebiete verloren. Insbesondere machte sich bemerkbar die Abtretung des größeren Teiles der oberschlesischen Eisenindustrie und des Stickstoffwerkes Chorzow. Ein wichtiges Absatzgebiet für den oberschlesischen Kalk ist heute noch die Provinz Ostpreußen, die fast völlig ohne eigenen Kalk ist. Durch die veränderten Verhältnisse ist der Absatz dorthin allerdings erschwert, da der weite Eisenbahnweg verteuernd wirkt. Infolgedessen besteht ein scharfer Konkurrenzkampf mit dem schwedischen Kalk, der auf dem billigen Seewege nach Ostpreußen kommt. Die oberschlesischen Kalkwerke sind seit 1900 sämtlich zu einer Verkaufs-Vereinigung zusammengeschlossen. Seit 1910 führt sie den Namen „Verkaufs-Vereinigung ostdeutscher Kalkwerke, G. m. b. H., hat den Sitz in Oppeln aber behalten.

Noch größere wirtschaftliche Bedeutung als der Kalkindustrie kommt der Zementfabrikation zu. Die Zementfabrikation steht unter den oberschlesischen Industrien an dritter Stelle hinter dem Bergbau und der Hüttenindustrie. Sie ist eine Industrie von noch verhältnismäßig jugendlichem Alter, denn sie kann noch nicht auf 75 Jahre zurückblicken. Die Erfindung des Portlandzements ist überhaupt noch nicht viel älter als ein Jahrhundert. Im Jahre 1824 hat der Engländer Aspdim den Portlandzement erfunden, der seitdem in der Bautechnik in größtem Umfange Verwendung gefunden hat. In Deutschland entstanden die ersten Fabriken für Portlandzement in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Damals wurde auch die oberschlesische Zementindustrie begründet. Die besten Vorbedingungen dafür waren einerseits gegeben durch die reichen Ton- und Kalklager der Oppelner Gegend, andererseits durch die Nähe der Kohlengruben. So wurde im Jahre 1857 von Hamburger Industriellen die erste oberschlesische Portland-Zementfabrik in Oppeln begründet. Sie wurde zunächst an Friedrich Wilhelm Grundmann in Oppeln verpachtet und ging 1862 in dessen Besitz über. Die

zweite Zementfabrik war die vormals Pringsheimsche Fabrik in Königlich Neudorf bei Oppeln. Beide Fabriken wurden 1872 vereinigt zu der Aktiengesellschaft Oppelner Portland-Zementfabriken vormals F. W. Grundmann. Dazu kam von den siebziger Jahren bis in das neue Jahrhundert hinein noch eine Anzahl weiterer Gründungen, sodaß sich bis 1908 die Zahl der Unternehmungen auf 10 steigerte. Es waren alles Aktiengesellschaften. Bis zum Kriege hat sich an ihrer Zahl nicht geändert. Von da an trat eine Entwickelung in umgekehrter Richtung ein, verursacht durch die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse. Durch Zusammenschlüsse wurde die Zahl der Zementaktiengesellschaften wieder geringer. In den ersten Jahren nach dem Kriege ging sie zunächst auf 6 zurück, nach der Inflation setzte sich die Bewegung aber weiter fort, sodaß zurzeit nur noch drei Aktiengesellschaften bestehen. Der größte Teil der Werke der Zementindustrie ist vereinigt in der Schlesischen Portland-Zement-Industrie, A.-G., Oppeln. Über eigene Werke verfügt außerdem noch die Portland-Zementfabrik Stadt Oppeln, A.-G. Die dritte Gesellschaft mit dem Namen Vereinigte Portland-Zement- und Kalkwerke Schimischow, Silesia und Frauendorf A.-G. ist eine reine Holdinggesellschaft, wie der kaufmännische Fachausdruck lautet, d. h. sie besitzt überhaupt keine eigenen Betriebe, sondern sie hat bei dem großen Zusammenschluß ihre Betriebe sämtlich an die Schlesische Portland-Zement-Industrie, A.-G. abgegeben und dafür eine entsprechende Aktienbeteiligung an dieser Gesellschaft übernommen. Die Zahl der Arbeiter und Angestellten in der oberschlesischen Zementindustrie einschließlich ihrer Kalkwerke beträgt zurzeit etwa 3000.

Die Zementherstellung geschieht in der Weise, daß die Rohstoffe, Kalk und Ton, fein zerkleinert und miteinander gemischt, dann in Öfen besonderer Konstruktion bei Hitzegraden von 1400 bis 1450 Grad gebrannt werden und nachher das Produkt des bei diesem Brennen vor sich gehenden sogenannten Sinterungsprozesses zu einem feinen Pulver zerkleinert wird. Dieses Pulver ist der Portlandzement, der mit Wasser vermischt in sehr kurzer Zeit zu einer außerordentlich festen, steinharten Masse erstarrt. Für den Versand wird der Zement in Fässern oder heutzutage lieber in Säcken verpackt. Von der Verpackung in Fässern ist der Brauch geblieben, das Faß zu 170 kg als die Einheit zu nehmen, nach der die Produktion berechnet wird. Entsprechend der Zunahme der Zahl der Fabriken hat sich die Zementerzeugung Oberschlesiens von rund 95 000 Faß im Jahre 1872 bis auf durchschnittlich 4½ Millionen Faß in den letzten Jahren vor dem Kriege gesteigert. Dabei gab es natürlich Schwankungen, je nach dem Bedarf des inländischen Baumarktes und nach der Möglichkeit, in fremde Länder zu exportieren. Die höchste Erzeugungsmenge wurde mit reichlich 4 800 000 Faß im Jahre 1911 erreicht.

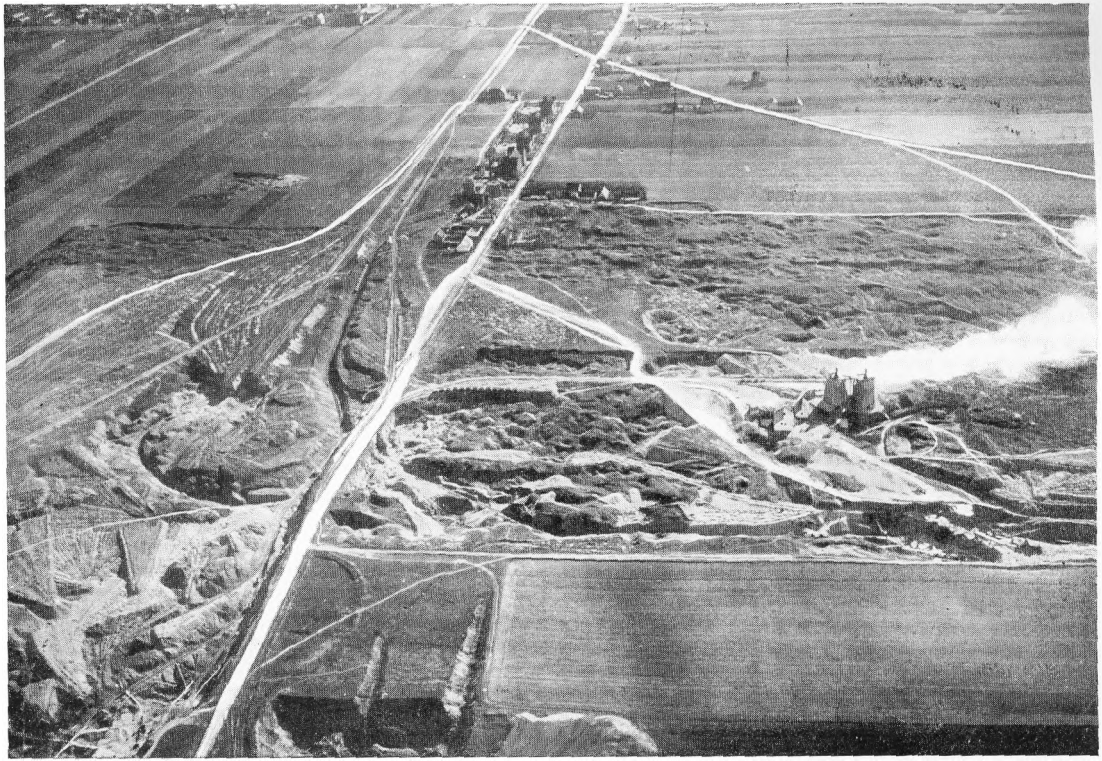
Der Krieg brachte einen außerordentlich starken Rückgang, noch mehr aber das erste

Nachkriegsjahr 1919. Damals ging die Zementproduktion auf weniger als eine Million Faß zurück. Sie hat sich seitdem wieder erfreulich gehoben und ist in den letzten Jahren auf rund $3\frac{1}{2}$ Millionen Faß gekommen. Damit ist die Vorkriegsproduktion aber bei weitem nicht erreicht und die gegenwärtige Erzeugung entspricht noch weniger der Leistungsfähigkeit der Zementfabriken. Diese ist vielmehr fast doppelt so hoch.

Der oberschlesische Zement ist infolge der guten Eignung der verwendeten Rohstoffe von besonders schneller Bindefähigkeit und hoher Festigkeit. Er hat sich infolgedessen von Anfang an, wie die Entwickelung der Zementindustrie zeigt, breite Absatzgebiete erobert. Ein Hauptabnehmer war die oberschlesische Montanindustrie, in der immer viel gebaut wurde, besonders auch die Bergwerke; im übrigen versorgten die oberschlesischen Zementfabriken Schlesien, Sachsen, Posen, Ost- und Westpreußen, ja man kann sagen überhaupt die östliche Hälfte des Deutschen Reiches und den nördlichen Teil des damaligen Österreich. Zeitweilig ging der schlesische Zement auch in großen Mengen nach Rußland, Rumänien, Serbien, Bulgarien, selbst nach weit entfernten überseeischen Ländern, so nach Südamerika, Afrika und Australien. Der Auslandsabsatz war aber schon in der letzten Zeit vor dem Kriege stark eingeschränkt worden, teils, weil die Preise durch die immer mehr zunehmende internationale Konkurrenz zurückgingen, teils, weil andere Länder, insbesondere unsere Nachbarn Österreich und Rußland die Einfuhr durch Zölle erschwerten. Ganz besonders aber hat der Absatz nach dem Kriege durch die deutschen Gebietsverluste im Osten gelitten.

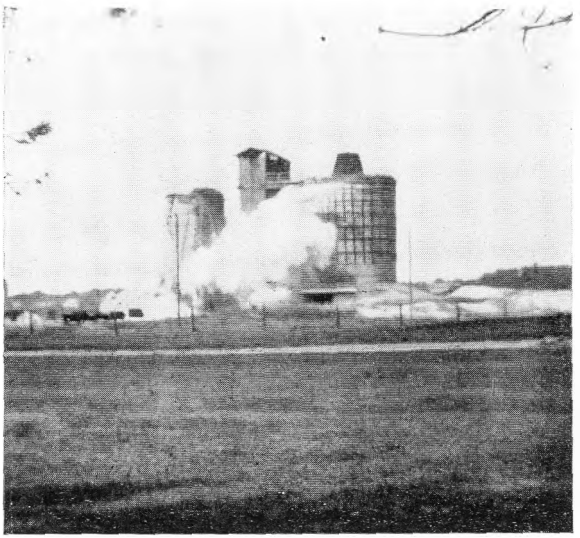
Die an Polen abgetretenen Gebiete werden heute durch die polnische Zementindustrie versorgt. Die Zementfabriken in Kongreßpolen waren schon früher nicht unbedeutend. Sie hatten vor dem Kriege eine Produktion von ungefähr $^3/_5$ der oberschlesischen Zementfabriken. Hiervon aber wurde nur die Hälfte in Kongreßpolen selbst verbraucht. Das übrige ging nach Rußland, bedeutende Mengen wurden auch für Festungsbauten verwendet. Die polnische Zementindustrie ist während des Krieges noch weiter ausgebaut worden, dazu sind nachher verschiedene Zementfabriken in Galizien und Österreichisch-Schlesien an Polen gekommen, sodaß die polnische Zementindustrie heute in der Lage ist, 7 bis 8 Millionen Faß im Jahre herzustellen. Sie muß infolgedessen, zumal ihr der russische Markt verschlossen ist, mit bedeutenden Mengen auf die Auslandsmärkte gehen und konkurriert dabei in der Hauptsache mit unserer oberschlesischen Zementindustrie.

Diese Erschwerung der Wettbewerbsverhältnisse hat zur Folge gehabt, daß die oberschlesische Zementindustrie, wie die deutsche Zementindustrie überhaupt, sich zu einem festen Verbande zusammengeschlossen hat, damit nicht die Werke untereinander sich durch Unterbietungen die Lage erschweren. Die Schlesischen Zementfabriken gehören dem Norddeutschen Zementverbande an und sind an diesem annähernd zu einem Fünftel

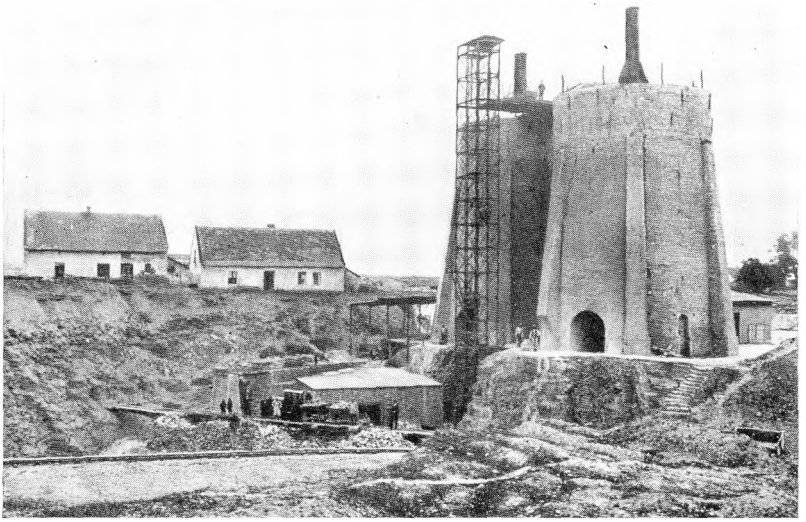


Blick auf das Gogoliner Steinbruchgelände
mit den brennenden Caſſierer-Öfen

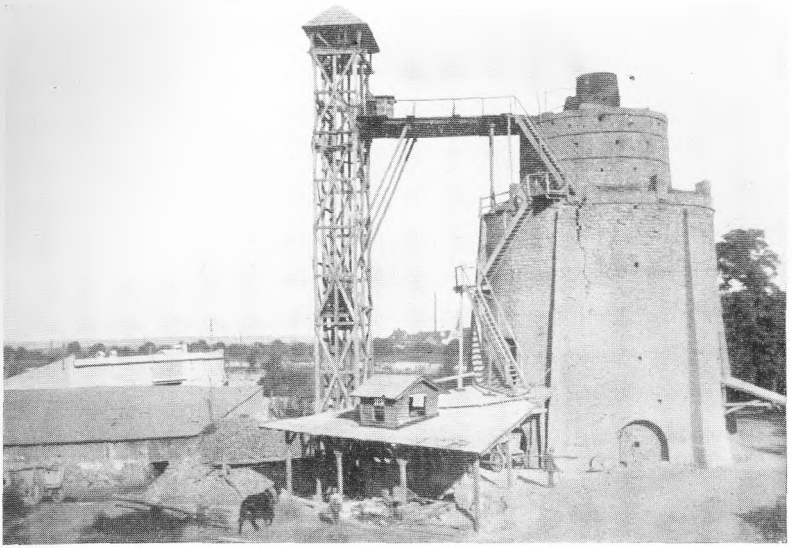
Flugbild Aero / Inſtitut Breslau



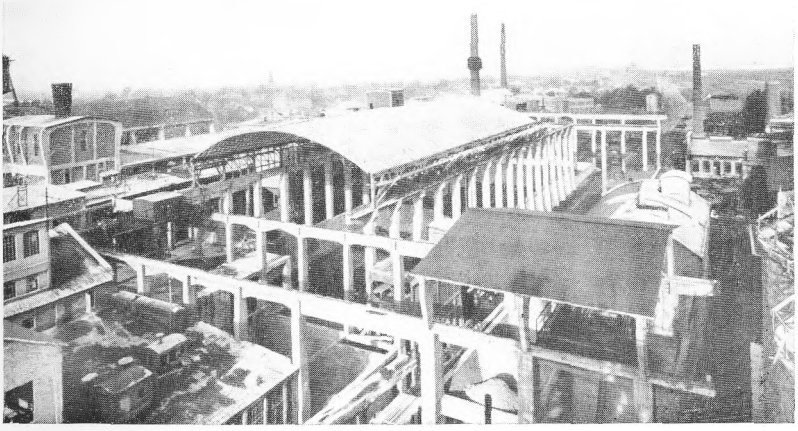
Keltsch, Kalköfen



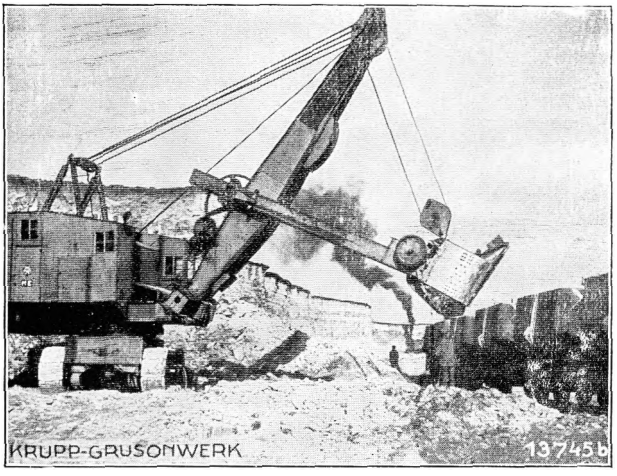
Alte Gogoliner Rumfordöfen (Cassierer-Ofen)



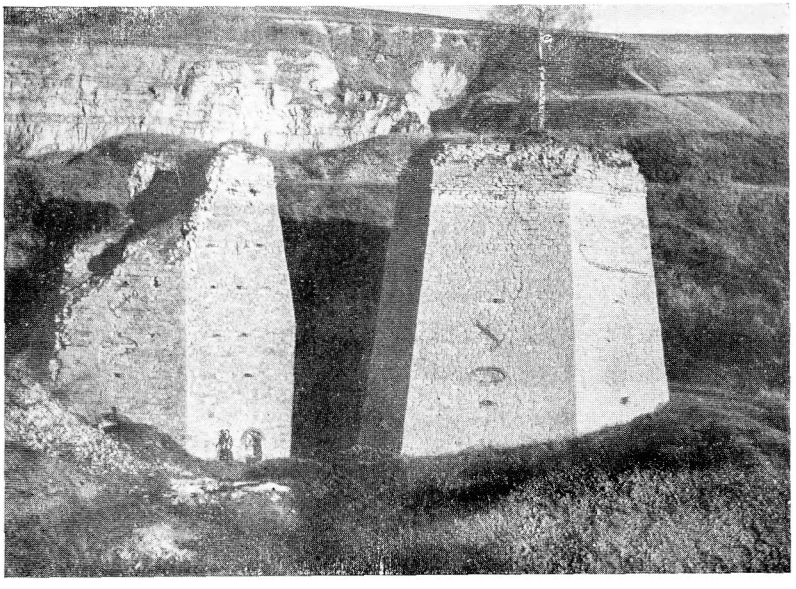
Krappitz, Kalkwerk Schneider
Kalkofen, Sprung durch Blitzschlag entstanden



Kraftwerk Groschowitz (im Bau) Lichtbild Glauer/Oppeln

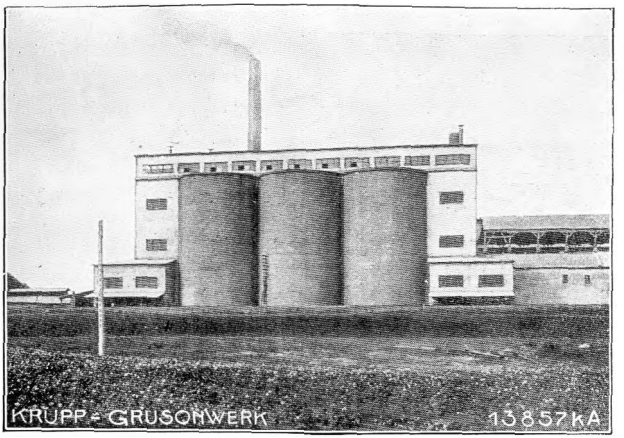


Groschowitz
Löffelbagger
im Bruch



Alte Kalköfen im Kuhtal am Annaberge

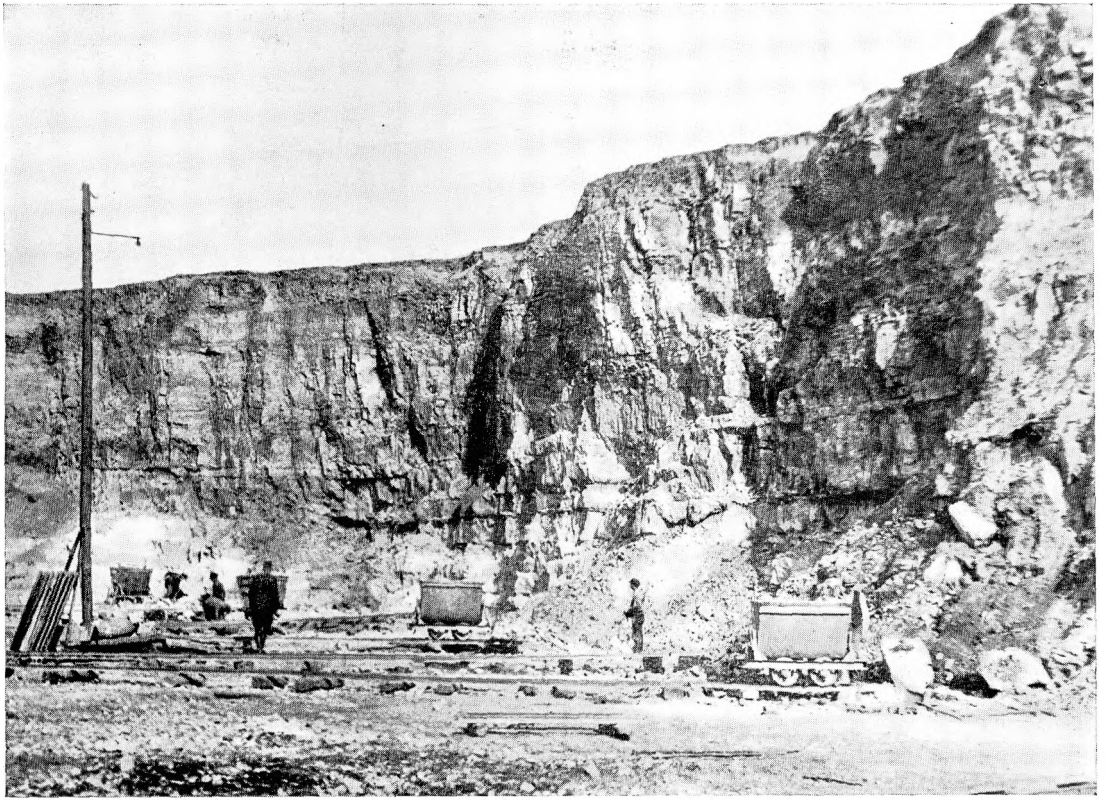
Lichtbild
Mikolaschek | Sr. Annaberg



Groschowitz
Zementsilos, 25 m hoch, je 13,2 m Durchmesser

Kalksteinklippen auf der Sakrauer Spitze

Lichtbild
Mücke / Gr. Strehlitz



Gr. Strehlitz, Kalksteinbruch
(mit anstehenden Terebratel- und Gorasdzer Schichten)

Lichtbild Nehr / Gr. Strehlitz

beteiligt. Der Verband ist im Jahre 1925 auf weitere 10 Jahre verlängert worden. Vereinbarungen und Verständigungen über Abgrenzung der Verkaufsgebiete und Preisfestsetzungen sind zum Teil auch mit ausländischen Gruppen durchgeführt worden.

Die Entwickelung der letzten Jahrzehnte hat es mit sich gebracht, daß auch die technischen Einrichtungen der Zementfabriken nicht unverändert geblieben sind. Je größer die Weltproduktion wurde und je schärfer der internationale Wettbewerb, desto mehr wurden die Werke genötigt, ihre technischen Einrichtungen zu vervollkommnen, das Produkt zu verbessern, Arbeitskräfte zu sparen und die Gestehungskosten zu verringern. Da die oberschlesische Zementindustrie, wie schon gesagt, seit Jahren ihre Werke nicht zur vollen Leistungsfähigkeit beschäftigen kann, ist die Produktion auf die moderneren Werke beschränkt worden, während man die älteren, weniger wirtschaftlich arbeitenden Anlagen stillgelegt hat. Man hat sich aber mit dieser gewissermaßen nur negativen Art der Rationalisierung nicht begnügt, sondern in beträchtlichem Umfange auch Positives geschaffen. Das neueste Zementwerk in Oberschlesien, das in jeder Hinsicht auf der Höhe der modernen Technik steht, ist von der Schlesischen Portland-Zement-Industrie, A.-G. erst vor 2 Jahren in Groschowitz bei Oppeln erbaut worden. Dieses Werk stellt fast in seinem ganzen Aufbau eine Umwälzung gegenüber den bisher üblichen Einrichtungen dar. Von der Gewinnung des Grundstoffes bis zur Verladung des fertigen Produktes ist in größtem Umfange die Menschenkraft durch sinnreiche mechanische Vorrichtungen ersetzt. Gewaltige Löffelbagger brechen den Kalkstein aus dem Erdboden, verladen ihn auf Kübelwagen, die das Material zum Werk fahren. Dort führt ein Krahn den Inhalt der Kübelwagen den Zerkleinerungsvorrichtungen zu. Diese Zerkleinerung erfolgt in 2 Stadien, zunächst durch einen Kruppschen Großhammerbrecher, der Kalksteinbrocken von einem halben Kubikmeter Größe bis auf Nußgröße zerkleinert, dann in Mühlen. Das zermahlene Material wird mit Wasser zu einem Schlamm vermischt und wieder durch mechanische Transportvorrichtungen großen Behältern zugeführt, in denen die Mischung genau abgestimmt wird. Dann kommt der Schlamm in die Drehöfen. Das sind liegende Röhren von gewaltigen Ausmaßen, die durch eine Kohlenstaubfeuerung beheizt und in ständiger Drehung erhalten werden. Die Öfen des Groschowitzer Werkes haben eine Länge von 56 m und einen Durchmesser von 3,30 m. In ihnen wird der Schlamm bei 1400 bis 1450 Grad Hitze zur Sinterung gebracht. Dabei backt er wieder zu Brocken zusammen. Das entstehende Produkt, der sogenannte Klinker, wird dann ganz fein gemahlen und zum Lagern in riesige Silos gebracht. Das Groschowitzer Werk verfügt über 6 Silos; es sind turmhohe cylindrische Bauten, jeder hat einen Durchmesser von 13 m und eine lichte Höhe von 23 m. Die Verpackung für den Versand erfolgt aus diesen Silos durch Packmaschinen. Das neue Werk liegt nahe bei Oppeln dicht an der Bahnstrecke Oppeln—Kandrzin an der rechten Seite der Bahn.

Schon ein kurzer Blick aus dem Fenster des D-Zugwagens läßt erkennen, daß es sich nicht nur um eine technisch interessante Anlage, sondern um einen Bau handelt, dem die Formenschönheit neuzeitlicher Industriewerke eigen ist.

So ist seitens der oberschlesischen Zementindustrie das getan worden, was sie von sich aus tun konnte, um in dem wirtschaftlichen Kampfe unserer Zeit bestehen zu können. Wenn sie aber weiter wie bisher für das Leben unserer Ostmark unentbehrliche wirtschaftliche Werte schaffen soll, dann bedarf sie ebenso wie die anderen Industrieen in der Südostecke der Unterstützung durch eine verständnisvolle Wirtschaftspolitik von Reich und Staat, die ihren Lebensnotwendigkeiten Rechnung trägt und insbesondere auch darauf bedacht ist, der Wirtschaftsferne von dem deutschen Binnenmarkt, die ja immer unter den heutigen Verhältnissen noch viel mehr als früher dem Gedeihen der östlichen Industrie hinderlich ist, durch geeignete Maßnahmen entgegenzuwirken.

So gehn die Tage

Von Alfons Hayduk

So gehn die Tage.
Und am Abend verwandert
Sich meine Sehnsucht müde
In das Tal der Nacht.

Still sind mir alle Dinge
Und mit vorwurfsvollen Augen.
Immer greift meine Hand
Über die Laute,
Sucht das verlorene Lied.

Ich bin so überwach
Vor Warten,
Daß ich des Abends hoffe
Und der sanften Lampe
Deiner Augen.

Dann legt sich meine Wehmut schlafen
Und lächelt sich hinüber
In deinen Tag;
In deinen Tag,
Der sie gebar.

Die oberſchleſiſche Urlandſchaft

Von H. Kurtz-Beuthen

Die Bewegung, einzelne Denkmäler und beſonders geſchloſſene Gebiete mit ſeltenen Erſcheinungsformen der Natur unter Schutz zu ſtellen, reicht einige Jahrzehnte zurück. Die treibenden Kräfte hierbei ſind die Naturwiſſenſchaften, die in den Schutzgebieten ungeſtörte Bedingungen für ihre Forſchungen finden. Die Bedeutung der natürlich entwickelten Landſchaft, deren Erhaltung zur Anlage von Naturſchutzgebieten führte, trat beſonders beim Ausbau der neuen Arbeitsmethoden von Botanik und Zoologie in Erſcheinung. Die Unterſuchung von Pflanzengeſellſchaften (Aſſoziationen) und tieriſchen Lebensgemeinſchaften (Biotopen) wendet ſich in weiteſtem Maße der Landſchaft als natürlicher Grundlage des pflanzlichen und tieriſchen Lebens zu und erarbeitet, unter Hinzuziehung aller Einflüſſe, die geologiſchen und atmoſphäriſchen Verhältniſſen entſpringen, die ſich entwickelnden, lebensfähigen Gemeinſchaften.[1] Bei dieſen Forſchungen ſpielt der Lebensraum, der immer wieder in den Vordergrund tritt, eine bedeutſame Rolle.

Treten ſolche Wechſelbeziehungen bei der belebten Natur klar in Erſcheinung, ſo läßt ſich vermuten, daß auch die menſchlichen Niederlaſſungen in gewiſſem Maße hiervon abhängig ſind. Freilich erſcheint heute die Abhängigkeit des menſchlichen Lebens von den natürlichen Grundlagen durch den Verkehr und die Großerzeugung der Lebenserforderniſſe namentlich in unſeren Gegenden, oft ſtark verwiſcht. Die Unterſuchungen der Geographie und Völkerkunde in noch naturhaften Gebieten laſſen jedoch dieſe Einwirkung des Lebensraumes auf die Art der Siedlungen erkennen.[2] Doch gibt die Völker- und Länderkunde nur den heutigen Stand der Beſiedlung wieder. So bedeutſam dieſe Feſtſtellungen für die kulturelle und wirtſchaftliche Entwicklung der letzten Zeit ſind, laſſen ſie kaum Rückſchlüſſe auf die Geſtalt des Lebensraumes in früheren Zeitläufen und den davon abhängigen Lebensmöglichkeiten zu. Wie notwendig Unterſuchungen über die Möglichkeiten und Grundlagen der menſchlichen Anſiedlungen in ur- und frühgeſchichtlicher Zeit ſind, erhellt die Tatſache, daß alle kulturellen Fortſchritte bis in die neueſte Zeit hinein auf der jeweils veränderten Geſtalt des Siedlungsraumes fußen. Der einſchneidende Umſchwung von der Stufe des Sammlers und Jägers zu der des Viehzüchters und ſeßhaften Bauern liegt letzten Endes in der wechſelnden Form des Landſchaftsbildes begründet. So ſteht beiſpielsweiſe die Dürftigkeit der frühgeſchichtlichen

[1] Vgl. E. Schubert: Vegetationskunde in Oberſchleſien „Der Oberſchleſier", Heft I—III. 1928.
[2] Um nur ein Beiſpiel anzuführen, ſei auf das bekannte Buch Nordenskiölds „Indianerleben" verwieſen.

ſlawiſchen Kultur in urſächlichem Zuſammenhang mit dem von großen Waldungen eingeengten Lebensraum, deſſen Erweiterung erſt durch die deutſchen Siedler des hohen Mittelalters erfolgte. Inzwiſchen hatte die weſtdeutſche Kultur in günſtigerem natürlichem Raume einen gewaltigen Vorſprung erreicht, den die Oſtlande noch immer nicht, wir empfinden das heute beſonders bitter, eingeholt haben.

Die Beiſpiele zeigen, welche Bedeutung die natürliche Landſchaft für die geſamte Entwicklung eines Landes haben kann. Es iſt daher zu wünſchen, daß die Urlandſchaftsforſchung, wie man die Zuſammenfaſſung aller einzenen Hilfswiſſenſchaften nennt, die an der Unterſuchung der Entwicklung des Siedlungsraumes beteiligt ſind, auch in Oberſchleſien aufgenommen wird.

Während der Länderkunde für ihre ſiedlungskundlichen Arbeiten reiches Material aus ſtatiſtiſchen Erhebungen und Beobachtungen bei Entdeckungsreiſen zur Verfügung ſteht, fehlen der Urlandſchaftsforſchung derartige Unterlagen ſo gut wie vollſtändig. Das tritt namentlich in unſeren Gebieten in Erſcheinung, wo die ſchriftlichen Aufzeichnungen für das frühe Mittelalter ſpärlich ſind und für die urgeſchichtliche Zeit völlig fehlen. Daher müſſen für die urgeſchichtliche Siedlungsgeographie andere Forſchungsmethoden angewandt werden. Das Ziel der Urlandſchaftsforſchung beſteht nicht, wie bei der Geographie, in der Erfaſſung *eines* Beſiedlungsſtandes, ſondern in der Aufdeckung der Entwicklung, die der Siedlungsraum einer Landſchaft vom erſtmöglichen Auftreten des Menſchen an durch alle urgeſchichtlichen Zeiten genommen hat. Aus dieſer Zielſtellung der Forſchung iſt zu erſehen, daß naturwiſſenſchaftliche und hiſtoriſche Unterſuchungen ſich aufs engſte verknüpfen und daher beſondere Arbeitsmethoden notwendig werden.

Bisher hat die *Urgeſchichte* allein die Fragen des urzeitlichen Lebensraumes behandelt. Nach wie vor bleibt ſie die Hauptträgerin der Urlandſchaftsforſchung, weil ſie in der Lage iſt, Funde von urzeitlichen menſchlichen Niederlaſſungen beizubringen und ihre zeitliche Einordnung anzugeben. Die Funde, die bei einer Ausgrabung gewonnen werden, ſtellen unwiderlegbare Beweiſe des Auftretens von Menſchen dar. Nach dem heutigen Stande der Forſchung können ſie faſt ausnahmslos auch in ihrem Charakter als Hinterlaſſenſchaft einer ackerbautreibenden ſeßhaften Bevölkerung oder eines nomadiſierenden Stammes gedeutet werden. Gründliche Durchforſchung einer Landſchaft, alſo jahrzehntelange Bodendenkmalpflege, wie ſie in Oberſchleſien angeſtrebt wird, erſchließt ein Beſiedlungsbild, das ſich mit einiger Sicherheit mit den Hauptſiedlungsräumen der jeweiligen Zeitſtufen decken wird. Jede Fundkarte zeigt, wie durch urgeſchichtliche Beobachtungen ſich Lebensräume erkennen laſſen. Namentlich Beſiedlungskarten aufeinanderfolgender Zeiträume zeigen ein Beharren oder ein Wechſeln des Siedlungsraumes, woraus für die Entwicklung der Landſchaft wichtige Schlüſſe

gezogen werden können.[3] Doch stellen sich hier die Schwierigkeiten ein, die ein Heranziehen anderer Wissenschaften erforderlich machen, um ein umfassenderes Bild zu erhalten. Abgesehen von den zahllosen Verlusten urgeschichtlicher Denkmäler, die bis auf den heutigen Tag erfolgt und für eine Besiedlungskarte nicht mehr erfaßbar sind, verbergen Waldgebiete, Bauten usw. urgeschichtliche Bodenfunde. Wenn wir die ausgedehnten Waldungen berücksichtigen, die z. B. in Oberschlesien das rechte Oderufer einnehmen, dann ist es erklärlich, daß die Siedlungsräume der Urlandschaft nicht allein durch die Urgeschichtsforschung erfaßt werden können. Der Weg, der zu weiteren Ergebnissen führt, ist durch die oben angeführten Methoden der Naturwissenschaften aufgezeigt.

In gleicher Weise wie die Pflanzendecke und die Tierwelt jeweils von der geologischen Landschaft und den Einflüssen verschiedenster Art, namentlich von den klimatischen, abhängig sind, verknüpfen sich auch die Lebensmöglichkeiten des Menschen aufs engste mit der Landschaft. So ist die Verteilung von Wald und freier Fläche für jeden, besonders für den urgeschichtlichen Siedlungsraum von hervorragender Bedeutung, weil größere Rodungen in urgeschichtlicher Zeit kaum ausgeführt werden konnten. Das Klima in der unterschiedlichen Wirkung auf die Landschaft, in seiner den Waldwuchs fördernden oder hemmenden Weise, die Art und Menge der Niederschläge und die damit zusammenhängenden hydrogeographischen Verhältnisse, die Gestalt und der Charakter der fließenden und stehenden Gewässer, die Zusammensetzung der freilebenden Tierwelt, diese kleinen, bisher wenig beachteten Züge der Landschaft müssen sorgsam erforscht werden, um ein abgerundetes Bild des urgeschichtlichen Lebensraumes zu erhalten. Hierfür müssen, wie sich aus den Beispielen unschwer erkennen läßt, die Naturwissenschaften herangezogen werden.

In erster Linie ist die Geologie als Hilfe der Urlandschaftsforschung zu nennen. In der Gestaltung der mineralischen Untergrundes liegt ein wesentlicher Teil der Entwicklung des Landschaftsbildes und der Siedlungsflächen begründet. Besonders die eiszeitlichen Ablagerungen in ihrer verschiedenartigen Ausprägung als fruchtbares, schweres Ackerland (z. B. das Lößgebiet im Süden Oberschlesiens) oder magerer Sandboden (z. B. im Nordosten Oberschlesiens) zeigen einen unverkennbaren Einfluß auf die Formen des Lebensraumes. Aber auch die in mehr oder minder starkem Maße zu Tage tretenden Schichten aus älteren erdgeschichtlichen Perioden sind nicht ohne Einwirkung auf die Landschaft. So spielt in Oberschlesien z. B. die Muschelkalkplatte mit ihrer eigentümlichen Entwässerung eine Rolle. Die im Nordteile des Kreises Rosenberg zu Tage tretenden zähen Letten des Keupers haben, wie neueste Untersuchungen zeigten, auf die urgeschichtliche Besiedlung auch stark eingewirkt. Beachtung verdienen

[3] Vgl. z. B. Hellmich: Besiedlung Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Breslau 1923.

die geologischen Ereignisse der jüngsten erdgeschichtlichen Vergangenheit. Hierzu gehören besonders die Dünen, die im Endstadium der Eiszeit aufgeweht wurden. Ihre tiefgründige Trockenheit hat häufig jeden Wuchs verhindert, sodaß sie als freie Flächen inmitten weiter Waldgebiete Bedeutung erlangten.

Im Vergleich mit der Geologie ist der Aufgabenkreis der Zoologie ungleich enger. Die Möglichkeit eines raschen Standortwechsels bei der Tierwelt läßt kaum Rückschlüsse über die Art urgeschichtlicher Landschaften zu, selbst wenn umfangreiches Studienmaterial, etwa aus urgeschichtlichen Fundplätzen vorliegt. Doch werden weitere Untersuchungen über die sogenannte Reliktfauna, Überreste tierischer Lebensgemeinschaften aus urgeschichtlicher Zeit, die unter anderen Verhältnissen als die heutigen lebten und sich an einigen günstigen Plätzen erhalten haben, weitere wichtige Aufschlüsse erbringen.[4]

Die wichtigste Stütze der Urlandschaftsforschung ist die Pflanzenkunde mit ihren eigens auf diese Forschung eingestellten Arbeitsmethoden. Die neuzeitliche Arbeitsweise, die Assoziationskunde, kann freilich nur die jeweils bestehende Pflanzengesellschaft (die Assoziation) erfassen. Sie vermag aber die Lebensbedingungen der einzelnen Gemeinschaften festzustellen und setzt uns so in Stand, die gesamte Biologie einer Pflanzengesellschaft zu erschließen, wenn wir auch nur einige kennzeichnende Glieder einer solchen Assoziation bestimmen können. Hierzu wiederum bietet uns die Pollenanalyse die nötigen Hilfen, weil wir auf Grund der Baupollen, die durch die Analyse bestimmt werden, den jeweiligen Waldbestand und damit ein ausschlaggebendes Glied der Pflanzengemeinschaften kennen lernen. Durch diese Methode lassen sich weitreichende Schlüsse ziehen, namentlich in Bezug auf das Klima.[5] Bei gründlicher Untersuchung und hinreichender Zahl von Beobachtungen läßt sich die gesamte Abfolge des Waldes in urgeschichtlicher Zeit erfassen. Unterstützt werden diese Ergebnisse durch die Bestimmung von Reliktpflanzen, die sich an zusagenden Orten aus urgeschichtlicher Zeit erhalten haben.[6] Es ist zu hoffen, daß die botanische Forschung mit den geschilderten Arbeitsmethoden in Oberschlesien weiterhin Fortschritte macht.

Auf weitere Hilfsmittel der Urlandschaftsforschung sei hier nicht ausführlich eingegangen, da sie z. T. in Oberschlesien bisher gar nicht bearbeitet wurden oder in den ersten Anfängen stehen,[7] sodaß sie im Rahmen dieses Aufsatzes nicht zu berücksichtigen sind.

[4] Vgl. die bisher erschienene Arbeit über die Eiszeitrelikte der Dramaquellen: Kotzias, „Lebendige Zeugen der Eiszeit in Oberschlesien" „Der Oberschlesier" II. 1928.

[5] Vgl. den Aufsatz im Juniheft 1930: E. Schubert und H. Kurtz: „Untersuchungen im Wiegschützer Moor".

[6] Vgl. die erste Arbeit über die Reliktflora der Steppenzeit: Keilholz, Die pontische Pflanzengemeinschaft der Gipsberge bei Katscher, „Der Oberschlesier" VI. 1927.

[7] Hierzu sind beispielsweise die Hydrogeographie und die Klimatologie, ferner Bodenkundliche Untersuchungen zu rechnen.

Wichtiger erscheint es, auf die nächsten Aufgaben der Urlandschaftsforschung in Oberschlesien hinzuweisen. Noch stehen alle einzelnen Wissenszweige zu sehr in der Entwicklung, im Sammeln des wissenschaftlichen Stoffes, als daß eine eingehende Bearbeitung und Zusammenfassung des Siedlungsraumes für den gesamten Ablauf der urgeschichtlichen Zeit in Oberschlesien erfolgen könnte. Doch ist es in Anbetracht der Wichtigkeit schon heute am Platze, die Erforschung der Urlandschaft im oben skizzierten Sinne als Ziel für die weitere Arbeit hinzustellen und zu versuchen, Einzelergebnisse möglichst bald zu erarbeiten. Als solches wichtiges Einzelergebnis kann z. B. die Erforschung der Lebensräume während der mittleren Steinzeit angesehen werden. Die Untersuchung des Siedlungsraumes dieser Zeit ist für die weitere Erforschung Oberschlesiens von besonderer Wichtigkeit, weil die Besiedlung in jüngeren Zeiten der urgeschichtlichen Kultur in unserer Provinz auf diesen Siedlungsräumen fußt. Hierfür müßten die geologischen Untersuchungen der einzelnen Siedlungsplätze aus der mittleren Steinzeit vorgenommen werden, um zu einem Anhaltspunkt für die Eingliederung der mittleren Steinzeit in den entsprechenden Abschnitt der nacheiszeitlichen geologischen Entwicklung zu erhalten. Ferner wäre die Lage dieser Wohnplätze in Bezug auf Gewässer zu klären, die manchen Anhaltspunkt für die Ausbreitung des Siedlungsraumes ergäben. Ferner müßte angestrebt werden, diese geologischen und hydrogeographischen Forschungen in Einklang mit botanischen Untersuchungen zu bringen, ein Versuch, der bei umfangreicher Grundlage gelingen müßte. Natürlich wären hierbei die urgeschichtlichen Ergebnisse besonders zu berücksichtigen, die für den kulturellen Stand der damaligen Bevölkerung ausschlaggebend sind und so manchen Anhaltspunkt für die Urlandschaft beibrächten.

Diese kurz skizzierte Untersuchung zeigt deutlich die Vielfältigkeit der zu beobachtenden Erscheinungen und die Schwierigkeit, derartige Untersuchungen durchzuführen, sofern sich nicht eine Zusammenarbeit zwischen einzelnen Forschern ermöglichen läßt. Es ist zu hoffen, daß das hohe Ziel der Urlandschaftsforschung alle Wissenschaftler, die in dieser Richtung arbeiten, aneifern wird, ihre Kräfte einzusetzen für das große Werk, den Lebensraum des oberschlesischen Landes in seiner wechselnden Gestaltung bis auf den heutigen Tag zu erforschen.

Fiſche des Kreiſes Neuſtadt O/S., im beſonderen der Hotzenplotz

Von Mittelſchullehrer Seidel, Oberglogau

Vorliegende Arbeit erhebt nicht Anſpruch auf Vollſtändigkeit. Es handelt ſich lediglich um einen erſten Verſuch, der in der Hauptſache die Hotzenplotz umfaßt. Und auch da erſtrecken ſich meine eigenen Beobachtungen hauptſächlich auf den mittleren Abſchnitt des Fluſſes in ſeinem Verlaufe auf preußiſchem Gebiete. Im übrigen gebe ich Verſicherungen ortskundiger Fiſcher wieder, deren Angaben mir aber glaubwürdig genug erſcheinen, da meine Gewährsmänner bereits ſeit Jahrzehnten die Fiſcherei betreiben, und weil ich bei der Unterredung mit ihnen immer Spiritusmaterial meiner Sammlung und gute Abbildungen der betreffenden Fiſche zur Sicherung der Verſtändigung benutzt habe. Bezüglich der Zuflüſſe der Hotzenplotz aus dem Gebiete des Kreiſes, alſo der Prudnik und des Zülzer Waſſers, führe ich die Feſtſtellungen des Herrn Oberſchullehrers Torka (Neuſtadt) an, des beſten Kenners der Fauna des Kreiſes. Hinſichtlich der Hotzenplotz wäre es wünſchenswert geweſen, den Fiſchbeſtand des ganzen Flußlaufes feſtzuſtellen. Der auf tſchechiſchem Gebiete liegende Oberlauf des Fluſſes mit ſeinen Zuflüſſen mußte jedoch hier noch unberückſichtigt bleiben, weil ich in den zwei Jahren meiner Tätigkeit in Oberglogau dort zu Beobachtungen noch keine Gelegenheit hatte. — Den Herren Gerichtsvollzieher Bauch (Oberglogau), Oberſekretär Heiſig (Krappitz), Schuhmachermeiſter Hoffmann und Konrektor Kretſchmer (Dt. Raſſelwitz), Lehrer Kubyczek (Komornik), Hausbeſitzer Saga (Lobkowitz), Lehrer Schwach (Kerpen), Gartenmeiſter Urban (Oberglogau), Lehrer Wilde (Dobrau) und Lehrer Wolff (Straduna) ſage ich auch an dieſer Stelle für wertvolle Hilfe beſten Dank. Ganz beſonders danke ich Herrn Torka (Neuſtadt) dafür, daß er mir ſeine geſamten Notizen über Fiſche des hieſigen Kreiſes in überaus freundlicher Weiſe zur Verfügung ſtellte. Die Hotzenplotz übertritt 2 km oberhalb Dt.-Raſſelwitz die Landesgrenze. Von dieſer Stelle bis zu ihrer Mündung bei Krappitz durchfließt ſie eine Strecke von etwa 30 km. (Die kleineren Flußbiegungen ſind dabei nicht berückſichtigt.) Der Flußlauf liegt an der Landesgrenze in einer Seehöhe von 207 m, an der Mündung 160 m hoch. Die Höhenzahlen für den Flußlauf an den dazwiſchen liegenden Orten ſind folgende: Dt.-Raſſelwitz 205 m, Dirſchelwitz 190 m, Oberglogau 185 m, Repſch-Kerpen 179 m, Komornik-Lubkowitz 170 m. Das Gefälle wurde früher weſentlich gemindert durch reiche Mäanderbildung. Seit Jahrzehnten iſt der Flußlauf zwar reguliert, weiſt aber auch heute noch viele Biegungen auf. Die abgeſchnittenen, ehemaligen Flußbögen ſind in größerer Anzahl noch als tiefe, ſtehende Altwäſſer, hier „Lachen" genannt, erhalten

geblieben. Sie sind reich von Verlandungspflanzen besiedelt und beherbergen auch Fische, namentlich Karpfen, Schleien, Karauschen und Schlammpeizker. Weil sie aber so gut wie nirgends mehr mit dem Flußlaufe in Verbindung stehen, kommen sie als Brutgebiete für den Fischbestand des Flusses nicht in Betracht. Der Grund des Flußbettes ist kiesig, sandig oder schlammig, steinig im eigentlichen Sinne nirgends (von der Landesgrenze aus!). Die von Feldern und Wiesen eingefaßten Ufer sind teils niedrige, erdige Steilufer, zum Teil unterspült oder von Baumwurzeln, Faschinen und Rutenflechtwerk gehalten, teils Flachufer mit Kies- und Sandbänken. Das Wasser ist gewöhnlich auf weite Strecken hin seicht, an zahlreichen Stellen jedoch — besonders in den Abschnitten vor den Wehren und Schleusen — mehrere Meter tief. Seichte Stellen mit Pflanzenwuchs (Glyceria u. a.) kommen mehrfach vor, flutender Ranunculus dagegen wenig. Reichlich verwachsene Gräben münden aber viele in den Fluß. Die Ufer sind vielfach mit überhängenden Bäumen, namentlich Erlen, bestanden, und das herabfallende Getier mag die Bestände an Fischnahrung wesentlich bereichern. Im übrigen kann über die den Fischen zur Verfügung stehende Nahrung noch nichts gesagt werden. Schnecken, Würmer (Naididae, Tubificidae u. a.), Krebschen (Entomostraca, Isopoda, Amphipoda), Fliegenlarven (Chironomidae, Simuliidae u. a.), Köcherfliegen (Trichoptera), Eintagsfliegen (Ephemeroptera) und kleinere Käfer (Coleoptera) sind an vielen Stellen reichlich vorhanden. Hinsichtlich der Sauberkeit des Wassers darf die Hotzenplotz wohl noch zu den weniger verunreinigten der schlesischen Flüsse gezählt werden. Die schädlichen Fabrik-Abwässer aus Neustadt sollen sich nach der Versicherung mehrerer Fischer in der eigentlichen Hotzenplotz nicht mehr bemerkbar machen. Eine mechanische Verunreinigung der letzteren durch industrielle Anlagen kommt nicht in Frage. Auch die chemische Verunreinigung ist durch die Stillegung der Zuckerfabrik in Hotzenplotz geringer geworden. Erst von Oberglogau ab macht sich alljährlich vom Beginn der Herbstarbeit an die Giftwirkung der Abwässer der hiesigen Zuckerfabrik geltend. Trotz ausgedehnter Kläranlagen geht kein Herbst vorüber, ohne ein großes Fischsterben bis weit hinunter in die Gegend von Komornik. Die Auffüllung des Fischbestandes muß sich in der Hauptsache von oben her vollziehen, da das Eindringen aus der Oder resp. das Aufwärtswandern nur während hohen Wasserstandes möglich ist, im übrigen aber durch Schleusen und Wehre ohne Fischtreppen verhindert wird. Derartige Anlagen im Verlaufe des Flusses sind folgende: oberhalb Dt.-Rasselwitz ein Rutenwehr, unterhalb ein Zementwehr, bei Dirschelwitz, bei Repsch und unterhalb Repsch (Chmielnik) je eine Schleuse, bei Komornik, Neumühle und Pietna je ein Überfallwehr mit Grundschleuse, bei Zywodczütz ein Steinwehr mit Grundschleuse und bei der Schloßmühle in Krappitz ein Steinwehr. — Von der Landesgrenze an bis zur Chmielnik-Mühle unterhalb Repsch ist die Fischerei verpachtet. Raubfischerei kommt

trotzdessen freilich vor. Von dieser Stelle ab bis zur Mündung ist die Flußfischerei aber überhaupt nicht verpachtet. Über Innehaltung der Schonzeiten u. dgl. besteht also hier, auf einer Strecke von etwa 13 km Luftlinie, keinerlei Kontrolle.

Es sollen nun die im Kreise Neustadt und in der Hotzenplotz im besonderen festgestellten Fischarten kurz besprochen werden.

Einer der bekanntesten Fische der hiesigen Gegend ist der Flußbarsch (Perca fluviatilis L.), der in der Hotzenplotz mindestens von der Landesgrenze an bis zur Mündung bei Krappitz vorkommt und in Stücken von 1—1½ Pfund gefangen wird. Auch in den Mühlgräben und in den wenigen Teichen ist er nicht selten. Torka kennt ihn auch aus dem Zülzer Wasser bei Dobrau und aus der Straduna bei Fröbel. Nach Pax ist der Flußbarsch in der Barben- und Brassenregion der schlesischen Flüsse und in Teichen und Seen überall verbreitet. Nach Kotzias lebt er auch in den Beuthener Gewässern. Die hiesige deutsch sprechende Bevölkerung nennt ihn „Barsch", „Pärschke" oder „Pärschken"; die polnisch Sprechenden bezeichnen ihn mit dem Namen „Lokun" (łokuń.) Dieser Name ist hergeleitet von „Okuń", der hochpolnischen Bezeichnung für diesen Fisch. Er wird auch in hiesiger Gegend gern gegessen, wenn ihn auch manche Haushaltungen verschmähen, weil sein Abschuppen etwas unbequem ist. Die Verwendung seiner Haut zur Herstellung von Fischleim sowie die seiner Schuppen zur Anfertigung künstlicher Blumen u. dgl. (vgl. Bade u. a.!) ist hier nicht bekannt.

Der Zander (Lucioperca lucioperca Z.) darf wohl kaum als Bewohner der Hotzenplotz angesehen werden. Er wird zwar manchmal bei Krappitz in unserem Flusse gefangen, aber dies ist immer ein gewisses Ereignis, und die Fischer sind sich darüber im klaren, daß sie in diesem Fische nur einen gelegentlichen Gast aus der Oder vor sich haben. Der Zander, der in den Jahren 1892—1913 durch den Schlesischen Fischereiverein wie in anderen schlesischen Flüssen auch in der Hotzenplotz ausgesetzt worden ist, nachdem er in Schlesien stark zurückgegangen war (vgl. Pax, 1925!), ist also aus unserem Flusse wieder verschwunden.

Der Kaulbarsch (Acerina cernua Z.) dagegen kommt ständig in der Hotzenplotz vor, aber nicht häufig, und zwar von Dirschelwitz ab bis nach Krappitz. Nach Pax ist ist er in der Barben- und Brassenregion der schlesischen Flüsse verbreitet. Nach Bade u. a. soll er besonders Seen und größere Flüsse bewohnen, kleinere Flüsse dagegen hauptsächlich zur Laichzeit (März bis Mai) aufsuchen. Nach den Versicherungen hiesiger Fischer ist er sowohl bei Oberglogau wie auch bei Komornik auch schon im Herbst und Winter (bis Weihnachten) gefangen worden. Bei Krappitz wird er vielfach fälschlich als „Stichling" bezeichnet. Der Name „Kaulbarsch" ist hier nur in der polonisierten Form „Kulpiersch" bekannt. Den hochpolnischen Namen, „Jazgar",

kennt man nicht. Bei Oberglogau wird der Fiſch „K o ń“ (koin) genannt, alſo als „Pferd“ bezeichnet. Dieſen Namen verdankt er meiner Vermutung nach wohl dem Umſtande, daß ſeine hochgeſtellte, ſtachelige Rückenfloſſe etwas an die geſträubte Mähne eines unbändigen Pferdes erinnern mag. (Wohl aus demſelben Grunde nennt man ihn in manchen Gegenden „Kater“.) Vielleicht kann man auch in dem nicht gerade freundlich anmutenden Geſichtsausdruck des Kaulbarſches eine Ähnlichkeit mit dem eines feurigen Pferdes finden. Auch die deutſch ſprechenden Fiſcher bezeichnen den Kaulbarſch hier wie auch anderwärts in Schleſien als „R o ß b a r ſ ch“. Die hierorts noch häufiger gebrauchte Bezeichnung „R o t z b a r ſ ch“ iſt möglicherweiſe als ein Produkt derber Volks-Etymologie aufzufaſſen, erklärt ſich aber vielleicht eher aus der Tatſache, daß die außerordentlich ſchleimige Haut des Kaulbarſches ſich ganz anders anfühlt als die geradezu rauhe des Flußbarſches. Es iſt aber auch nicht ausgeſchloſſen, und im Geſpräch mit einzelnen Fiſchern erſchien es mir ſogar als ſicher, daß man mit den Bezeichnungen „Roßbarſch“ und „Rotzbarſch“ — wenigſtens heute — die Geringwertigkeit des Kaulbarſches gegenüber dem Flußbarſche zum Ausdruck bringen will. (Es wären dies alſo ähnliche Zuſammenhänge wie zwiſchen den Namen „Kaſtanie“ — „Roßkaſtanie“ und „Kümmel“ — „Roßkümmel“.) Jedenfalls will es hier keinem Fiſcher einleuchten, daß dieſer Fiſch, der beſonders in früheren Zeiten in Deutſchland hochgeſchätzt und in Kloſterteichen eigens gezüchtet wurde, gut ſchmecken ſoll. Man verachtet vielmehr den Kerl und ſchlägt ihn tot, wo man ihn erwiſcht, ohne ihn zu verwerten. Von manchen Fiſchern wird er ſogar als Unglücksbote, wenigſtens für den betreffenden Fangtag, angeſehen. Mindeſtens gilt er als unnützer Freſſer und Bruträuber. Ein Raubfiſch iſt er ja in der Tat, und Rauhut irrte, als er ihn als Friedfiſch bezeichnete und deswegen ſeine Zucht empfahl. In hieſiger Gegend dürfte er aber keinen nennenswerten Schaden anrichten, da er ja nur 10—15 cm lang wird und nur vereinzelt vorkommt. — Wenn auch der Kaulbarſch in Frankreich und Großbritannien vorkommt, ſo darf doch wohl der Oſten oder Nordoſten Europas als ſeine eigentliche Heimat angeſehen werden. In ruſſiſchen Seen wird er alljährlich in ungeheueren Mengen (nach Bade über 500 000 kg) gefangen und zu Konſerven verarbeitet. In Süddeutſchland iſt er ſchon ſeltener als in Norddeutſchland. In Schleſien iſt er in der Barben- und Braſſenregion der Flüſſe verbreitet. Dreſcher bezeichnet ihn für die Neiße bei Ellguth-Ottmachau als häufig. Im Kreiſe Pleß wurde er mir im Jahre 1919 mehrmals aus den Bächen gebracht.

Ein ſicher öſtliches Tier iſt die A a l r a u p e (Lota lota L. = Lota vulgaris Cur.), die man wohl zu den eigenartigſten Fiſchen der hieſigen Gegend zählen darf. Sie kommt zwar außer in Nordaſien und Nordamerika in ganz Nord- und Mitteleuropa bis Norditalien vor, aber ſie iſt in Oſtdeutſchland und in den Oſtſeeländern viel häufiger

als weiter westlich. In Schlesien ist sie nach Pax verbreitet und verhältnismäßig häufig. Gleichwohl nennt dieser Autor als ihre Wohngewässer nur die Weide, den Queis und die Tschirne. Diese Flüsse belebt sie von der Äschenregion bis in das Gebiet der Brassen. Dreścher bezeichnet sie für sein Gebiet als Seltenheit. In der Hotzenplotz kommt sie von Deutsch-Nasselwitz an bis zur Mündung bei Krappitz vor. Häufig ist sie aber erst in der Gegen von Komornik. Torka stellte sie auch in der Straduna bei Fröbel und in der Swornitza bei Broschütz fest. Sie wird in hiesiger Gegend „Miętusz" (wie im Hochpolnischen) genannt. Bei Oberglogau wird sie an den tieferen Stellen des Flusses nicht selten gefangen, ziemlich zahlreich auch in dem tiefen und reich mit Pflanzen verwachsenen „Kanal" nördlich von Kerpen.[1] In einem etwa 2 m breiten, gewöhnlich wenig tiefen, aber schlammreichen und stark verwachsenen Hochwasserschutzgraben zwischen Kerpen und Schreibersdorf wurden im letzten Sommer beim Schlämmen fingerlange Jungfische dieser Art zu Hunderten gefunden. Ein Belegstück befindet sich in meiner Sammlung. Es handelt sich in hiesiger Gegend um die dunkle Form (vgl. Schiemenz!) die sog. „Flußquappe". Gefangen wird sie hier im Gewicht von 2—3 Pfund, selten von 5 Pfund. Bade bezeichnet das weiße, fette Fleisch als „äußerst wohlschmeckend und besser als das des Aals". In hiesiger Gegend wird die Aalraupe nur von einzelnen Liebhabern geschätzt. Sie wird abgezogen und gebraten. Daß der Rogen in manchen Gegenden als giftig gilt, ist hier nicht bekannt.

Der Karpfen (Cyprinus carpio L.) und seine nächsten Verwandten, die Karausche (Carassius carassius L. = Car. vulgaris Nils.) und die Schleie (Tinca tinca L. = T. vulgaris Cur.), die ja in Schlesien allbekannt sind, kommen auch hier vor, sowohl in Teichen und toten Armen, wie auch in den Mühlgräben und der Hotzenplotz, von Dt. Nasselwitz bis zur Mündung. (Die Karausche hauptsächlich in den Altwässern.) Gezüchtet oder auch nur wesentlich gepflegt werden sie aber nicht. Torka stellte den Karpfen auch in der Prudnik bei Neustadt fest, die Karausche am selben Orte, ferner in den Wiesentümpeln bei Neustadt und Jassen und in den Torflöchern zwischen Friedersdorf und Schwesterwitz; die Schleie kennt er ebenfalls aus der Prudnik bei Neustadt (unterhalb des Wehres), ferner aus einem Wiesengraben bei der Kolonie Grocholub. Die Höchstgewichte dieser Fische im Hotzenplotzgebiete sind: für den Karpfen (Spiegel- und Schuppenkarpfen) 6—16 Pfund, selten sogar 20 Pfund, für die Karausche ½—2 Pfund und für die Schleie 1—3 Pfund. Der Karpfen wird hier von der polnisch sprechenden Bevölkerung als „Kapr" oder „Kaprczyk" (hochpolnisch „Karp"!) bezeichnet, die Karausche als „Karas-

[1] Dieser Kanal stellt ein ausgezeichnetes Zufluchts- und Erneuerungsgebiet für den Fischbestand der Oberglogauer Gegend dar, da er von Fabrikwässern verschont bleibt und bedeutende Tiefen wie auch seichte Laichplätze aufweist.

sek“ (hochpolnisch „Karás maly“!) und die Schleie als „Lin“ (wie im Hochpolnischen) oder „Linek“. Bekanntlich ist die Karausche sehr abänderungsfähig und für Liebhaberzüchtung geeignet. Goldfisch, Schleierschwänze, Teleskopaugen u. a. sind ja solche Zuchtergebnisse. Aber auch wild kommt in Schlesien wie auch sonst in europäischen Gewässern eine goldfarbene Abart der Karausche gelegentlich vor. Auf diese Form dürfte sich wohl eine briefliche Mitteilung des Herrn Torka vom 1. 8. 1929 beziehen: „In der Straduna fing ich 1917 mehrfach einen karpfenähnlichen Fisch mit schillernden Farben, breit, nach Art der Karausche. Wahrscheinlich ist er als Zierfisch aus den Gewässern eines Parkes entwichen. Er hielt sich hier längere Zeit.“ Karpfen, Karausche und Schleien werden natürlich auch in hiesiger Gegend geschätzt und gern gegessen, spielen aber auf dem Oberglogauer Markte wegen ihrer geringen Häufigkeit kaum eine Rolle.

Von den eigentlichen Weißfischen kommen für das Hotzenplotzgebiet zehn Arten in Betracht. Den eigentlichen Fischern sind sie zwar meist bekannt. Sich aber mit Gelegenheitsfischern über sie zu unterhalten, ist kein Vergnügen. Der häufigste Weißfisch ist die Plötze (Leuciscus rutilus L.), die hier „Rotauge“ oder polnisch „Płoczica“ genannt wird. Der hochpolnische Name „Płoć“ ist hier nur in jener umgebildeten Form bekannt. Die Plötze kommt in Teichen und Mühlgräben und in der Hotzenplotz von der Landesgrenze bis zur Mündung vor. Bei Oberglogau ist sie nicht nur der häufigste Weißfisch, sondern der häufigste Fisch überhaupt. Sie mag hauptsächlich als Grünweidefisch von den Glyceria-Beständen leben. Sie wird meist in Stücken von 1½ bis 5 Pfund gefangen. Torka kennt sie auch aus der Straduna bei Fröbel, aus der Prudnik bei Neustadt (unterhalb des Wehres, bei der Zeisigmühle) und aus der Braune bei Wiese Gräflich. Nach Pax ist die Plötze in der Barben- und Brassenregion der schlesischen Flüsse überall gemein, nach Kotzias auch in den Beuthener Gewässern. Dem ziemlich grätenreichen Fleische wird in der Literatur meist jeder Wohlgeschmack abgesprochen. Meiner Meinung nach schmeckt die Plötze aber gebacken gar nicht übel. Sie wird hier viel gegessen, freilich wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie immer noch am ehesten zu haben ist. — Die Rotfeder (Scardinius erythrophthalmus L.), hier wie die Plötze als „Rotauge“ oder auch als „Rotschwanz“ bezeichnet, kommt in der Hotzenplotz von Dirschelwitz ab bis zur Mündung vor, aber bei weitem nicht so häufig wie die Plötze. Die Fischer halten beide meist nur für zwei Formen derselben Art. Nach Pax scheint die Rotfeder in Schlesien zwar weit verbreitet zu sein, aber in ungleichmäßiger Häufigkeit. — Ein häufiger Weißfisch der Hotzenplotz ist der Döbel (Squalius cephalus L.). Die deutsch sprechende Bevölkerung bezeichnet ihn als „Döbel“, „Dübel“ oder „Dickkopf“ (Dickkopp“), die polnisch sprechende bei Oberglogau als „Jalec“, bei Komornik als

„Klon“ (hochpolniſch „Kleń“!). Er kommt in der Hotzenplotz von der Landesgrenze an bis nach Krappitz in etwa gleicher Häufigkeit vor und tummelt ſich an manchen Brücken, z. B. an der in der Nähe des Paulinerkloſters bei Oberglogau, in anſehnlichen Scharen. Gefangen werden gewöhnlich Stücke von 1—6 Pfund. Torka fand den Döbel auch in der Prudnik bei Neuſtadt, Jaſſen und Kreiswitz und im Zülzer Waſſer bei Dobrau, dagegen nicht in der Straduna. In Schleſien iſt der Döbel weit verbreitet. Sein grätiges Fleiſch iſt wenig ſchmackhaft und wird auch hier nicht ſonderlich gern gegeſſen und gekauft. Er wird meiſt den beim Fange behilflich geweſenen Arbeitern überlaſſen. Für den Sportangler iſt er aber gleichwohl eine beliebte Beute. Man angelt ihn mit Brot, Heuſchrecken, Maikäfern, ſogar mit Kirſchen und Pflaumen. Hieſige Fiſcher unterſcheiden zwei Formen des Döbels: einen längeren, ſchlankeren und leichteren mit weißen Seiten und grünlichen Kiemendeckeln und einen breiteren, gedrungeneren mit gelblichen Seiten und auffallend gelben Kiemendeckeln. Die letztere Form ſoll 14 Tage ſpäter laichen als die erſtere. — Wenig bekannt iſt den Fiſchern eine Gattungsverwandte des Döbels, die Haſel (Squalius leuciscus L.). Sie wird meiſt mit der Plötze, manchmal wohl auch mit dem Döbel zuſammengeworfen. Die Art ſcheint etwa von der Landesgrenze an in der Hotzenplotz vorzukommen. Jedenfalls glaube ich, daß der dort gelegentlich gefangene „Bratfiſch“, der nach Ausſage der Fiſcher auch in der Prudnik leben ſoll, mit der Haſel identiſch ſein dürfte. Bei Oberglogau iſt die Art noch nicht häufig, kam mir aber öfter in die Hände. Bei Komornik, wo ich ſie gleichfalls ſelbſt geſehen habe, ſoll ſie zahlreicher vorkommen und bis Krappitz noch häufiger. Ihr Gewicht beträgt in der Regel ½—1 Pfund. Sie wird hier „Bieguń“ genannt, bei Oberglogau auch „Kiesling“. Der hochpolniſche Name „Salez“ iſt hier nicht bekannt. Nach Pax iſt die Art in Schleſien ein Fiſch der Barbenregion und im Bober, der Glatzer Neiße, in der Oder (Brieg) und im Deichſagebiete nachgewieſen. — Nicht ſelten kommt der Schneider oder Ukelei (Alburnus alburnus L.) = Alb. lucidus Neck.) in der Hotzenplotz von der Landesgrenze an bis zur Mündung vor, wie auch in Mühlgräben und Teichen. Er tummelt ſich beſonders gern in Scharen an der Oberfläche. Bei Dt.-Raſſelwitz (von hier kennt ihn auch Torka!) und Oberglogau wird er „Schneider“, bei Komornik „Suchletka“ genannt. Den Namen „Ukelei“ (hochpolniſch „Ukleja“) kennt man nicht. Wegen ſeiner geringen Größe, bis 12 cm, wird er kaum beachtet, während er in anderen Gegenden Schleſiens, z. B. in der Grafſchaft Glatz, gern gegeſſen wird. In Schleſien iſt die Art weit verbreitet. Dreſcher bezeichnet ihn für die Neiße bei Ellguth-Ottmachau als gemein. — Noch häufiger als der Schneider kommt die Naſe (Chondrostoma nasus L.) in der Hotzenplotz vor. Der hübſche Fiſch wird im Fluſſe und in den Mühlgräben von der Landesgrenze an bis Krappitz

gefangen, meiſt im Gewicht von 1 bis 4 Pfund. Man bezeichnet ihn als „Schwarzbauch“ (wegen ſeines ſchwarzen Bauchfelles) oder fälſchlich[2] als „Zope“ oder „Zoppe“. (In Dt.-Raſſelwitz iſt die Naſe auch auf der Fiſcherkarte als „Zope“ aufgeführt.) Die polniſch ſprechende Bevölkerung nennt den Fiſch wie im Hochpolniſchen „Swinka“ oder „Podustwa“. Sein weichliches, grätiges Fleiſch wird — wie auch anderwärts — nicht beſonders gern gegeſſen, aber er wird gern als Paradefiſch vorgezeigt. Vor der Zubereitung wird das ſchwarze Bauchfell entfernt. Auch die Naſe iſt in Schleſien weit verbreitet. Dreſcher hat ſie in ſeinem Gebiete nicht zu Geſicht bekommen. Aber unter der „Zupe“, die ihm ſeine Gewährsmänner nannten, iſt wohl auch dort dieſe Art gemeint. — Dem Namen nach wohl der bekannteſte der hieſigen Weißfiſche iſt der Gründling (Gobio gobio L. = Gob. fluviatilis Cur.). Der deutſche Name „Gründling“ iſt hier nicht bekannt, wohl aber bei Dt.-Raſſelwitz der auch ſonſt in Schleſien gebräuchliche Name „Kreſſe“ (im Dialekt „Kraſſe“). Von Dirſchelwitz ab bis Krappitz bezeichnet jedermann das Fiſchchen als „Kiołbik“. (Der Name dürfte von dem hochpolniſchen Namen dieſes Fiſches, „Kieb“, hergeleitet ſein. Dieſen Namen wie auch einen zweiten „Rusik“, kennt man hier nicht.) Freilich werden oft genug auch Schmerlen und Jungfiſche anderer Arten als „Kiołbik“ bezeichnet, ſo daß der Name manchem Unkundigen ſoviel wie „der Ausſchuß unter den Fiſchen“ zu bedeuten ſcheint. Das nur etwa 10—15 cm lange Fiſchchen wird hier zwar als Angelköder geſchätzt, als Speiſefiſch aber überhaupt nicht beachtet. Und doch iſt dieſes Fiſchchen ſehr wohlſchmeckend. Nach Bade beſitzt es „unbeſtritten mit das zarteſte und ſchmackhafteſte Fleiſch von allen Vertretern aus der Karpfenfamilie“. In meiner Heimat, der Frankenſteiner Gegend, wird der Gründling, dort „Kreſſe“ genannt, gern gegeſſen, und nach Rauhut gilt er auch in manchen Gegenden der Grafſchaft Glatz als Delikateſſe. Torka kennt den Gründling auch aus der Prudnik bei Neuſtadt und aus der Stradnna bei Fröbel. Kotzias meldet ihn auch aus den Beuthener Gewäſſern. In ganz Schleſien gehört er zu den verbreitetſten und häufigſten Fiſchen. — Über das Vorkommen der Elritze (Phoxinus phoxinus L. = Ph. laevis Ag.) in unſerem Kreiſe ſchreibt Torka (in litt.): „In der Prudnik und in ihren Zuflüſſen ſehr zahlreich bei Neuſtadt, Neudeck und Wachtel-Kunzendorf.“ Ihr Wohngebiet in der eigentlichen Hotzenplotz liegt noch jenſeits der Landesgrenze.

Schluß folgt.

[2] Die eigentliche Zope (Abramis ballerus L.) iſt früher in Niederſchleſien vorgekommen, ſcheint aber ſeit 100 Jahren aus Schleſien verſchwunden zu ſein.

Sagen aus dem Kreuzburger Lande

Mitgeteilt von Dr. Kurt Hoffmann

II.*

Von allerlei Menſchen mit Wunderkräften

1. Die behexten Kühe.

Eines Tages kam eine Frau aus Bodland-Glashütte zu ihrem Nachbarn, einem Bauern, und wollte Eier von ihm kaufen. Er aber konnte ihr keine geben, denn er hatte vor einigen Stunden alle einem Eierhändler verkauft. Als die Frau umkehrte, um nach Hauſe zu gehen, ſah ſie auf dem Hofe etwas Heu liegen. Sie hob es auf und nahm es mit nach Hauſe. — Seit dieſem Tage gaben die Kühe des Bauern nur ſehr wenig Milch. Da ging ſchließlich die Frau des Bauern zu der Nachbarin und erwiſchte auch das Heu. Sie ſteckte es in die Taſche und gab es zu Hauſe den Kühen zu freſſen. Von nun an gaben ſie wieder reichlich Milch.

2. Der Weiberberg und der Hexentod von Roſchkowitz.

Auf der Straße von Roſchkowitz nach Woislawitz liegt der „Weiberberg". Dort ſollen ſich früher Hexen zu ihren Tänzen verſammelt haben. Alte Leute glauben auch, dieſe Hexen tanzen geſehen zu haben. — Die Bewohner von Roſchkowitz glaubten, daß einige Frauen aus dem Dorfe dort Zuſammenkünfte mit dem Teufel hätten. Um zu erforſchen, welche das ſein könnten, wurden alle Frauen aus Roſchkowitz abgewogen. Diejenigen, die weniger als achtzig Pfund wogen, wurden als Hexen erkannt und in dem „Hexenbach", der am Weiberberge vorbeifließt, ertränkt.

3. Der Rattenfänger.

Eine ältere Frau aus Schönwald hat in ihrer Jugend, als ſie in der Flachsröſte arbeitete, von dem Vogt daſelbſt folgende Begebenheit erfahren, die ſich etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ereignet haben ſoll.

In einem Gutshofe waren ſehr viele Ratten. Vergeblich wandte der Beſitzer die verſchiedenſten Mittel an, um ſie zu vertilgen. Da erſchien eines Tages ein Mann mit einer Flöte unter dem Arm und verſprach, die Ratten zu verjagen. Als er die Erlaubnis dazu erhielt, ſetzte er ſich in den Stall und ſpielte auf ſeiner Flöte. Da krochen alle Ratten aus ihren Verſtecken hervor und ſtellten ſich um ihn herum. Der Gutsbeſitzer bat jetzt den Mann, mit dem Spielen aufzuhören, aber er entgegnete: „Die älteſte

* Vgl. „Der Oberſchleſier", 12. Jhrg., 3. Heft (März 1930), S. 213 ff.

Ratte iſt noch nicht draußen, ich muß noch weiter ſpielen." Schließlich kam auch eine beſonders große Ratte heraus. Der Mann ſchritt dreimal um ſie herum, wobei er dauernd auf der Flöte ſpielte, und ging dann zur Tür hinaus. Die Ratten folgten ihm alle nach. Er ging bis an einen Teich und um dieſen ſchritt er wieder dreimal unter Flötenſpiel herum. Da liefen die Ratten ſämtlich in den Teich und ertranken.

4. Zigeunerzauber.

Ein älterer Arbeiter aus Wilmsdorf berichtet eine Begebenheit aus ſeiner Jugend. — Wieder einmal waren Zigeuner in das Dorf gekommen. Als ſie nach einigen Tagen weiterziehen wollten, fielen beim Anrücken der Wagen zwei kleine Kinder von einem Wagen und wurden von den Rädern ſo ſehr gequetſcht, daß ſie bald darauf ſtarben. Am ſelben Nachmittag wurden ſie unter großem Geſchrei und Wehklagen der Weiber und Kinder unter einem jungen Birnbaum begraben. Eine alte Zigeunerin ſprach dabei unter allerhand Armbewegungen geheimnisvolle Beſchwörungsformeln. Sie ſollen bedeutet haben: „Wer von dieſem Baume einmal eſſen wird, der ſoll eines qualvollen Todes ſterben." Nach vielen Jahren haben dann wirklich einmal Kinder von dieſem Baume gegeſſen. Am Nachmittage klagten ſie über heftige Schmerzen im Leibe, und am nächſten Tage war eines bereits tot. — Noch heute kann man gelegentlich in Wilmsdorf von dieſem Baume erzählen hören.

5. Die Mora fordert Brot als Löſegeld.

Im Jahre 1924 erſchien einer Bauerntochter in Ludwigsdorf die Mora und ſetzte ſich ihr auf die Bruſt. Sie drückte ihr mit einer Hand die Kehle zu, und mit der andern hielt ſie ſich am Bette feſt. Das Mädchen faßte nun die Mora ebenfalls an der Kehle. Aber wenn ſie feſter zudrückte, dann drückte die Mora auch ſtärker, und wenn ſie lockerer ließ, dann tat es die Mora ebenfalls. Das Mädchen ſagte ſchließlich der Mora, ſie ſolle ſich am nächſten Morgen etwas Brot holen. Da ließ die Mora ſie los und ging von ihr weg. Das Mädchen ergriff noch ſeine Kleider und ſchlug ſie, die Mora aber eilte zum Fenſter und verſchwand. — Am nächſten Morgen kam eine alte Frau und verlangte ein Stückchen Brot.

6. Die Mora als Katze.

In Pitſchen lebte vor etwa einem Menſchenalter eine alte, häßliche Frau, die allgemein für die Mora gehalten wurde und darum auch von den meiſten ſo genannt wurde. Um ſich vor ihr zu ſchützen — denn ſie quälte viele Menſchen nachts —, gab man ihr ſtets etwas, wenn ſie bettelte, oder aber man gebrauchte ein beſonderes Schutzmittel: man ſtellte abend vor die Haustür einen Beſen. Eine Bäckerin — die Groß-

mutter der Erzählerin — vergaß das einmal, und in dieſer Nacht ſchlich eine Katze in ihre Schlafkammer und ſetzte ſich der Frau auf die Bruſt. Dieſe verſuchte unter Ächzen und Stöhnen, den „Alp“ wegzuſtoßen. Dabei murmelte ſie :„Komm morgen wieder, dann bekommſt du Brot.“ Sofort hörte das Alpdrücken auf. Als die Frau am Morgen erwachte, hielt ſie ein paar Katzenhaare in der Hand. — Im Laufe des Tages erſchien auch wirklich die alte Frau und nahm ſtillſchweigend ihr Brot in Empfang.

7. Die Mora ertappt.

Eine Arbeiterfrau aus Ober-Kunzendorf erzählt:
Vor dem Kriege arbeitete ſie mit mehreren Frauen und Männern bei einem Gutsbeſitzer. In der Nacht ſchliefen die Frauen und Männer getrennt. Zwiſchen den beiden Schlafräumen war eine dünne Wand. In jeder Nacht wurde eine Perſon vom Alp gedrückt. Die Arbeiter wollten nun gern wiſſen, ob dieſer Alp einer von ihnen ſelber oder eine fremde Perſon ſei. Deshalb legte ſich einer von ihnen nachts auf die Lauer. Um Mitternacht hörte er einen der Männer ſtöhnen und nach Luft ringen. Sofort rief er alle andern wach. Aber eine Frau war nicht wach zu bekommen, obwohl ſich alle die größte Mühe gaben. Da wußten ſie, daß dieſe Frau ſie als Alp quäle. Sie ſtellten ſich rings um ſie und warteten ab. Nach etwa einer halben Stunde hörte der Mann auf zu ſtöhnen, da kam ein weißes Mäuschen geſprungen und glitt der Frau, die ſo feſt ſchlief, in den Mund. Sie wachte jetzt auf und ſah erſtaunt um ſich. Da ſtürzten ſich die andern auf ſie und verprügelten ſie. Sie mußte verſprechen, niemanden mehr in der Nacht zu quälen; und dieſes Verſprechen hat ſie auch gehalten.

*

Ähnliche Geſchichten ſind ſehr verbreitet. Man vergleiche dazu die entſprechenden Abſchnitte in dem ſchleſiſchen und dem neuen oberſchleſiſchen Sagenwerk von Kühnau! Das nächſte Mal ſollen einige Sagen, die von Totenſpuk berichten, mitgeteilt werden.

Liebeslied

Von Hans Kaboth-Beuthen

Himmel hat ſein blaues Licht
Um uns beide ausgegoſſen,
Eine ſtille Seligkeit
Iſt durch unſer Herz gefloſſen.

Wind verſtummt im Mittagsbaum,
Unſere Blicke ſinken leiſe
Ineinander, tief und weit, —
Enger runden ſich die Kreiſe.

Blumen liegen dir im Schoß
Und die Düfte wehn Verlangen,
Lichtes Blütenwunder iſt
In uns beiden aufgegangen.

Irgendwo verrinnt die Welt, —
Wir ſind ganz in eins gefloſſen;
Leiſe zittert Mund auf Mund, —
Licht iſt um uns ausgegoſſen.

Die mißglückte Siedlung böhmiſcher Brüder in Chechlau, Herrſchaft Neudeck

Von Kl. Lorenz

Friedrich der Große begann das Werk ſeiner ſchleſiſchen Innenkoloniſation bereits 1742 mit der Zurückberufung der Schwenkfelder, „welche man aus eynem unbeſonnenen Religions-Eyfer zum unerſetzlichen Schaden des Commercii und des Landes ehemals vertrieben." Er erklärte damals feierlich, „daß er nichts der Natur, der Vernunft und den Grundſätzen der chriſtlichen Religion mehr zuwider halte, als dem Gewiſſen der Unterthanen einen Zwang anzulegen und dieſelben wegen der einen oder anderen irrigen Lehre, welche die Hauptſtücke der Chriſtlichen Religion nichts angehen, zu verfolgen."[1] Es war ein natürlicher Ausfluß ſolch toleranter Geſinnung, daß er Hunderte von böhmiſchen Emigranten, die eben zu dieſer Zeit ihres Glaubens wegen die kaiſerlichen Staaten verlaſſen mußten, mit offenen Armen in Schleſien aufnahm und unterbrachte. Von Münſterberg aus, wo Landrat v. Eckwericht gewiſſermaßen ein Sammellager der zuziehenden böhmiſchen Brüder unterhielt, wurden die einzelnen Gruppen auf Anfordern weitergeſchickt und verteilt. Nachdem in Oberſchleſien die Beuthener und Goſchützer Grundherrſchaften zur Freude des Königs mit gutem Beiſpiel vorangegangen waren und wüſte Ortſchaften mit dieſen Ausländern beſetzt hatten, wandte ſich Anfang September 1742 auch Carl Erdmann Graf Henckel v. Donnersmarck an Friedrich mit der Bitte um Überlaſſung böhmiſcher Emigranten, „dieweil ſeine Güter Neudeck und Tarnowitz gar ſehr depopulirt, das Erdreich inzwiſchen aber gar wohl ſeine Arbeiter nähren kann."[2] Der König verfügte darauf umgehend unter dem Ausdruck ſeines „beſonders gnädigen Wohlgefallens" an den Münſterberger Landrat, daß er ſofort eine Deputation böhmiſcher Brüder nach Herrſchaft Neudeck abzuſenden habe. Es ſei eine beſonders günſtige Gelegenheit Emigranten unterzubringen, da auch eine evangeliſche Kirche daſelbſt vorhanden. Die Breslauer Kriegs- und Domainenkammer unterſtützte das in Ausſicht genommene Siedlungswerk natürlich mit Feuereifer. Allerdings widerfuhr ihr dabei das Mißgeſchick, daß ſie die evangeliſchen Koloniſten dem Vetter des Grafen Henckel, dem gleichnamigen katholiſchen Beuthener Standesherrn und Landeshauptmann von Oppeln auf Gläſen zuſandte. Im Frühjahre 1743 waren endlich die Fremdlinge, 29 Familien ſtark, an ihrem Beſtimmungsorte angelangt, und eine Königl. Cabinetts-Ordre vom 11. 3. 43 ſicherte ihnen wie üblich drei Freijahre von allen Steuern und Abgaben zu.

[1] Korn's Edikten-Sammlung Nr. XIV.

[2] Alle Zitate ohne Quellenangabe beruhen auf Bresl. Staatsarch. Rep. 14, VIII, 67 l.

Zur Unterbringung der böhmischen Kolonisten bestimmte Graf Henckel sein Dorf Chechlau, das er von den Urbewohnern hatte völlig räumen lassen. In einem Vorvertrage billigte er den neuen Siedlern merkwürdigerweise „nur einige Stückel Acker und Wiesen zu, so zusammen ohngefehr eine Hube betragen, wovon sie dem Grundherrn gewisse Roboten und Erbzinsen zu legen hatten." — Die Siedler der staatlichen Kolonieen erhielten als Mindestareal 12 Morgen Acker und 4 Morgen Wiese zugeteilt und da sich bald herausstellte, daß sich darauf keine Familie erhalten konnte, so zögerte die Domainenkammer keinen Augenblick, die nutzbare Ackerfläche entsprechend zu vergrößern. Nach des Königs oft ausgesprochener Willensmeinung sollten ja die ausländischen Kolonisten als wirklich freie Leute auf freier Scholle sitzen, „die faule und schläfrige Haushaltung des Landmanns durch neues Blut korrigiren und dem Lande ein Exempel besserer Wirtschaft geben."[3] Wenn demgegenüber Graf Henckel seine 29 böhmischen Familien auf knapp eine Hube (= 65 Morgen) setzte, so bewies er damit, daß es ihm nicht darauf ankam, freie, besitzstolze Bauern zu schaffen, sondern daß er lediglich die zusammengeschmolzene Zahl seiner armseligen Robotgärtner aufzufüllen gedachte. Es kann demnach kaum Wunder nehmen, daß als erstes Lebenszeichen der böhmischen Brüdergemeinde Chechlau Klagen und Hilferufe an des Königs Ohr schlugen.

Die Emigranten hatten während ihres Aufenthaltes in Münsterberg zum Ankauf zweier Häuser, die zu einer böhmischen Schule eingerichtet werden sollten, ein Darlehen von 257 Talern hergegeben. Diese Summe forderten sie nun vergeblich zurück. Die Münsterberger Brüdergemeinde war ohne Barmittel. Es blieb schließlich als einziger Ausweg übrig, „die Creditores aus den in allen Königlichen Landen eingehenden Kollektengeldern[4] zu befriedigen." Die Kriegs- und Domainenkammer gestand dies gern zu, verfügte aber gleichzeitig, „daß wir diejenigen Böhmischen Emigranten Gelder, welche dermahlen vorhanden gewesen, unter die sämtlichen sowohl in Münsterberg, als Goschütz und Beuthen befindlichen Böhmischen Brüder nach proportion der Familienzahl gleichmäßig repartiren lassen, wobei aber wohl zu beachten, daß die Quoten nur dann ausgezahlt werden, wenn das Geld wirklich zur aquisition eines unbeweglichen Grundes gebraucht wird." —

Graf Henckel reichte darauf am 18. März 1744 nachstehende Personenstandsaufnahme seiner Emigranten ein.

„In Chechlow bey Schloß Neudeck befinden sich zu dato folgende Familien Böhmaken, die sich allda anzubauen, niedergelassen haben:

Der Schulze Johann Gawurek	4 Personen	Krzedzeck	2 Personen
Wentzel Heetzmann	7 „	Jacob Sernetz	4 „

[3] Korn's Edikten-Sammlung. Jahr 1743.

[4] Für Siedlungszwecke erhob der König in allen seinen Staaten eine Steuer = die Kollektengelder.

Martin Sernetz	5	Personen	Wiecheck	4	Personen
Nicolaus Terraba senior	2	„	Girrsack	4	„
Carl Terraba	2	„	Thuizeck	8	„
Woiteck	4	„	Fleger	2	„
Chladicks nachgelass. Kinder	2	„	Nedobbil	4	„
Wittib Wilzkowa	4	„	Wondratzeck	5	„
Georg Koba	2	„	Wittib Zimmermann	5	„
Buckowsky	6	„	Skrowny	9	„
Sckersik	9	„	Georg Nemetz	3	„
Standera	6	„	Johann Frantz	2	„
Klinsky	8	„	Wittib Morawkowa	2	„
Wentzel Gawureck	4	„	Terraba der jüngere	2	„
Joh. Spura	8	„			

Die Vorsteher der Gemeinde legten ein neues bewegliches Bittschreiben bei, in dem sie um endliche Auszahlung des Schulgeldes und der Kollekten ersuchten, „weil uns sonst die steuerfreien Jahre unter den Händen weggehen, da wir dann als noch nicht etablirte Contribuenten außer Stande sein dürften, unsere Verpflichtungen zu erfüllen." Statt des ersehnten baren Geldes erhielten die Bittsteller nur den Bescheid, daß der Anteil der böhmischen Gemeinde Chechlau an den Kollektengeldern 587 Taler betrüge. Vor der Auszahlung dieser Summe aber hielt sich Graf Henckel verpflichtet, der Domainenkammer über den Zustand seiner Kolonie eingehenden Bericht abzustatten. Er behauptete darin, daß er mit größter Beschwerung und viel Unkosten die Siedler zinsfrei in Chechlau angesetzt habe, daß sich die Böhmen aber „nicht so etabliren wollten, wie es im Vertrage ausgemacht sei". Schon begehrten einige Familien wegzuziehen, und auch die 18—20 Besitzer, „die zu bleiben vorgeben, wollen sich nicht gutwillig in die nöthige, gute Ordnung einleiten lassen. Sie wollen z. E. aufs künftige nur zusammen von 81 scheffel Aussaat Landeszinsen und Steuern abgeben, und dazu wollen sie sich nicht die besten Hufen, sondern die besten Stücke aus allen Hufen des Dorfes erwählen." Zudem müßten noch neue Häuser und Scheunen erbaut werden. Einige Siedler hätten dazu weder Vieh noch Ackergerät. Darum bäte er dringend, daß der Landrat v. Rimultowsky angewiesen würde Ordnung zu schaffen, und daß die Gelder nur an die Dagebliebenen ausgeteilt würden. Damit war die Kriegs- und Domainenkammer durchaus einverstanden und bestimmte dazu „Sollten viele Familien trotzdem abziehen, so habt Ihr die Stellen mit andern Wirten Schlesischer Nation unweigerlich wiederzubesetzen." Der Untersuchungsbericht des Landrats vom 5. 11. 1744 deckte merkwürdige Verhältnisse auf. Es heißt darin: „Die Böhmischen Emigranten Chechlaus erwarten für den 30. 10. den jüngsten Tag. Sie teilen sich in 2 Partheien, wovon die kleinste Parte der Augspurgischen Confession ziemlich nahe kommt. Die stärkste ist dem Herrnhutischen Wesen ergeben, und es haben sich unter ihnen auch würkliche Trembleurs[5] geäußert,

[5] Zitterer = exaltierte Brüder, die unter krampfartigen Zuckungen lehrten und prophezeiten.

die aber auf gräflichen Befehl das Zittern wieder eingestellt. Diese letzteren haben Waclaw Hetzman sich zum Lehrer erkieset und glauben ihm mehr als der Hl. Schrift. Dadurch ist Hetzmann in übernatürlichen Stolz und solch abscheuliche Verwirrung versetzt worden, daß er den Leuten die Lehre vom bevorstehenden Jüngsten Tage oder von der Versetzung in das neue Jerusalem nicht nur festiglich auf den 30. Oktober imprimiret, sondern auch — welches das aller abominabelste[6] — sich als Gott den Vater, einen andern Bauern Namens Skretzeck als Gott den Sohn und einen dritten — Bokowsky genannt — als Gott den hl. Geist ihnen vorgestellt und in dieser Zusammenkunft er nebst der Gemeinde beschlossen hat, an Graf Henckel 2 Abgeordnete abzusenden, welche ihm ihre instehende Versetzung in das himmlische Jerusalem ankündigen, auch ihre Ochsen, Kühe, Pferde, auch zugleich einen Beutel mit 200 Florins rheinisch abgeben möchten, um von diesem Gelde auf einen gewissen benandten Ort in Chechlow eine Kirche aufzubauen, welche eine nächstens daselbst eintreffende andere Gemeinde brauchen wird. — —

Als nun die Deputirten weder Vieh noch Geld zurücknehmen und sich nicht auf andere Gedanken bringen lassen wollten, entließ sie der Graf und verfügte sich auf den Morgen als den 26. Oktober in die abermals angestellte Versammlung, allwo er die Gemeine auf Bänken und Stühlen, den Hetzmann aber an einem Tische in der Mitte zwischen dem oben angeführten Skretzeck und Bukowsky sitzend antraf, und nachdem er ihnen ihr wider das Göttliche Wort Lauffende Benehmen gütlich Verwies und Vorstellte, zur Antwort den Biblischen Spruch bekam, wie der Natürliche Mensch nicht verstehe, was des Geistes Gottes ist, er sie also nur in Fried und Ruhe lassen möchte.

Wie aber der Graf den Hetzmann raus haben wollte, erwiderte dieser, es wäre kein Natürlicher Mensch im Stande, ihn von diesem Orth zu bringen. Welches aber der Graf nicht attendirte,[7] sondern ihn nebst dem Skretzeck aufheben und nach Neudeck nehmen ließ. Alldort haben sie beyde mit fasten, beten und singen die 9te Stunde des 30. Oktobers erwartet. Als nun endlich diese vorbey gewesen, wurden sie vom Grafen zur Rede gefordert. Hetzmann aber excusirte sich damit, daß alle Menschen vor Gott Lügner wären, mithin er auch ein gleiches begangen hätte. Er konnte auch nicht Leugnen, daß in ihm etwas vorgegangen, welches er selber nicht wüßte, noch auszusprechen vermag, womit sich denn auch die ganze Gemeine entschuldiget. Hierauf ist ihnen von mir ihr Gottes Lästerliches und Skandaleuses Beginnen ernstlich verwiesen, auch der Graf sondirt worden, was er mit dem Hetzmann weiter Vorzunehmen intendire."

Die Kriegs- und Domainenkammer verhehlte in ihrer Antwort vom 14. 11. 44 nicht

[6] das allerabstoßendste.
[7] nicht beachtete.

ihr Erstaunen über diesen „kaum glaublichen Spectacul" und tadelte Graf Henckel, „daß er, anscheinend um die Kosten für einen ordentlichen Prediger zu sparen, dem Hetzmann das öffentliche Lehramt verstattet und so das Faulenzen und Schwärmen statt der Arbeit und der Vernunft großgezogen. Er solle förderſamſt einen ordentlichen Prediger, wie er auch den Emigranten versprochen, anstellen." Dem Landrat wurde mit gleicher Post aufgegeben, den Emigranten anzudeuten, „daß, wenn sie sich nicht durch Arbeit und Bestellung ihrer Äcker als dem Lande nutzbare Leute zukünftig erwiesen, alle Collektengelder wegfallen würden." Herr v. Rimultowsky brachte die Schwärmer auch glücklich zur Vernunft, riet aber doch, wegen ihres unbeständigen und wankelmütigen Wesens die Collektengelder erst dann auszuzahlen, wenn sie wirkliche Proben von Arbeit gegeben."

Unter solchen Umständen zogen es 12 von den 29 Wirten vor, heimlich zu entweichen und nichts „als unbezahlte Schulden, ruinirte Häuser, Scheunen, Ställe und ausgesaugte Äcker und Gärten zurückzulassen." Graf Henckel in Gemeinschaft mit dem Landrat beantragte am 22. 4. 1746, um weiterem Rückgange der Kolonie vorzubeugen, endliche Auszahlung der angewiesenen Unterstützungsgelder. Die mißtrauisch gewordene Domainenkammer verlangte aber erst am 6. 5. 46 Einblick in die gerichtlichen Kaufbriefe, „damit beurteilt werden kann, ob das Etablissement dieser Leuthe also zuverlässig eingerichtet sey, daß die Collektengelder ausgehändigt werden könnten." Graf Henckel war nicht in der Lage, einen einzigen Kaufbrief vorzulegen. Das ganze Rechtsverhältnis zwischen Grundherrschaft und Kolonisten basierte immer noch auf dem unsicheren Vorvertrag von 1743, der die 29 böhmischen Familien mit dem gänzlich ungenügenden Ackerareal von 1 Hube abspeiste. Die Kammer lehnte daraufhin jede Geldunterstützung ab.

Die 1744 aufgedeckte religiöse Schwärmerei der Chechlauer muß im geheimen noch weiter bestanden und allmählich zur völligen Zersetzung von Sitte und Moral geführt haben. Die Akten berichten am 10. 4. 1748 kurz und trocken, daß Hetzmann, Skretzeck und Franz samt 9 Weibern „ex capite Adultery, Incestus et Attributionis in sich habender Gottheit in die Stadtfrohnveste eingeliefert und zur Zuchthausarbeit in Brieg condemnirt worden." König Friedrich begnadigte zwar die Deliquenten, ließ aber am 13. 8. 1748 Graf Henckel benachrichtigen, daß er weiter nichts mehr für seine Emigranten tun könne. Er müsse selbst suchen, die entwichenen Wirte zurückzubekommen, „die Dienste aber dergestalt mit ihnen zu reguliren, daß sie dabei bestehen könnten und die noch übrigen Familien nicht genötigt würden, ebenfalls ihre Stellen zu verlassen." Die angewiesenen Collektengelder von 587 Talern waren immer noch nicht ausgezahlt, hatten sich aber durch Anrechnung der Steuer seit 1746 bereits auf 309 Taler vermindert. Erst 1752 machte Graf Henckel mit den letzten 6 Familien seiner böhmischen

Emigranten — Witwe Wiltezekowa, Chladik, Spura, Stendera, Hetzmann und Johann Frantz — einen neuen Etablierungskontrakt. Da die Neudecker Herrschaft dem Landrat jeden Einblick in die Unterlagen verwehrte, vermochte v. Rimultowsky der Domänenkammer über diesen Vorgang nichts anderes zu melden als „die Chechlauer sind thatsächlich unter allen Emigranten die Elendesten, umsomehr, da sie der mildthätigen beyhülfe Christlicher Hertzen und Gönner hierorts nicht theilhaftig werden können." 1753 begann Graf Henckel das leere Dorf bereits mit neuen Wirten zu besetzen; der mit soviel Eifer begonnene Versuch, eine geschlossene Siedlung böhmischer Brüder in Chechlau zu schaffen, war kläglich mißlungen. Die Kargheit des gräflichen Unternehmens mochte daran noch mehr schuld sein als die wirtschaftliche Unfähigkeit der herrnhutischen Schwarmgeister. — — —

Böhmischen Volkes Weise*

Von Fritz Winkler

Wen einmal Wanderlust für ein paar Sommertage über die südliche Grenze Schlesiens hinausgeführt hat in das Land der blitzäugigen, flinkfüßigen Mädchen und der starrköpfigen Männer, die so langsam und versonnen dahinschreiten, wird vor allem die Abende nicht vergessen können, wo mit der tiefer sinkenden Dämmerung in der Stille die Lieder erwachen, leise, von jungen Stimmen gesungen, getragen, manchmal ein wenig gedehnt, melancholisch und ans Herz greifend, denn alle Sehnsucht, alle Hoffnung, aber auch alles Leid verströmt sich diesem sangeskundigen, liederseligen Volke im Wohllaut. Böhmischen Volkes Weise, ja, ja, man vergißt dich nicht so bald!

Ich vernahm sie dann zu meiner Überraschung wieder, nach Jahren, mitten in Oberschlesien, als mich der Dienst in eines der Dörfer führte, in denen der große Friedrich vertriebenen Hussiten Zuflucht und Obdach gewährte. Inselhaft einsam liegen diese Orte im grünen Meer der Wälder, wenig bekannt, von der Welt nicht nur durch Bretter, sondern durch Abertausende dicker, massiver Stämme getrennt. Schnurgerade führen die Straßen dahin, denn sie wissen, der Weg ist weit. Auf kargem Boden stehen die Häuser, niedrig, geduckt, eines neben dem andern, ausgerichtet wie Soldaten des großen Königs, haben die Strohhauben der Dächer tief über ihre Köpfe gezogen, als schämten sie sich ihrer Dürftigkeit, und blinzeln mit kleinen Fensteraugen scheu in den Tag hinaus. In dieser Abgeschlossenheit haben sich Sitte und Tracht, Sprache und Lebensart unverfälscht erhalten, die Einseitigkeiten sogar noch verschärft. Was Wunder, daß da die Originale wohlfeil sind wie die Blaubeeren des Waldes. Von einem solchen will ich erzählen. Kanzior hieß er und war ein Kauz, wahrhaftig, ein bemitleidenswerter Kauz, aber auch ein Held.

Ich verlebte den ersten Sonntag in meinem neuen Dienstorte einen beschaulichen, sehr

* In unserm Preisausschreiben „Oberschlesische Kurzgeschichten" 1928 ausgezeichnet.

ſtillen, etwas müden Sommertag. Die alten Dorflinden hatten ſich weite, dunkle Schattenröcke umgebunden, unter denen prallbunt gekleidetes Mädchenvolk lachte, ſang, kicherte oder in lockenden Kehllauten zärtlich gurrte. Dann war der Abend gekommen; die Luft war ſüß und ſchwer vom Dufte der blühenden Linden. In der Schenke lärmte Tanzmuſik. Unter meinen Fenſtern erging ſich die junge Liebe ſtumm und paarweiſe, eng umſchlungen in gepreßtem Glück, und ich ſah hinunter, ein wenig beluſtigt, ein wenig neidiſch. Spät erſt wurde es ſtill. Die tappenden Füße hatten heim gefunden.

Die Stille wuchs rieſengroß, ſamtener Abgrund, himmelhoch und meerestief. Und auf dem dunklen Grunde erblühte mit einem Male tiefrot und klar und leuchtend ein Licht. Ein gedämpfter Trompetenton erbebte in dem Schweigen, ſchwoll an und klang, wandelte ſich, wurde Melodie, ſehnſüchtig, klagend, drangvolles Weh, weinendes Leid, herzzerreißend, böhmiſche Weiſe. Die Klänge riſſen mich auf, zum Fenſter hin. Sie kamen vom Friedhofe her, wahrhaftig, vom Friedhofe, auf dem ein wenig abſeits vom Dorfe die Toten der Auferſtehung entgegenſchlummerten. Dort mußte der nächtliche Muſikant ſein, ſeltſam, ſeltſam.

Vier Strophen hatte das Lied, dann klang nur noch das tiefe Brauſen der Stille. Noch immer ſtand ich am Fenſter, ſtarrte in die Nacht hinaus und harrte mit zitternden Nerven auf etwas, das da kommen mußte, ich wußte ſelbſt nicht was. Plötzlich durchfuhr eiskalter Schreck meinen Körper. Die Trompete ertönte wieder, etwas weiter entfernt, im Dorfe, aber nun grell und laut, ſchrill und geifernd. Im Dunkel der Nacht ſtieg wirbelnd eine grell helle, giftgrüne, haßſprühende Hohnmelodie auf, ringelte ſich empor, flammte wie ein Fanal und zerſtob. Zeternder Frauenmund ſpie kurze Schimpfworte in die Nacht. Türen knallten.

Ich fand keinen Schlaf mehr, konnte den neuen Tag kaum erwarten und lief in aller Frühe zu meinem Nachbarn hinüber, der ſpreizbeinig und hemdärmelig vor ſeiner Haustür ſtand. Ob er den Trompetenſpieler gehört hätte?

„Ja, ja! Das war der verrückte Kanzior!"

„Irrſinnig?"

„Nu, nu — nee, nee, das möcht' man nicht grade ſagen. Er könnt' einem eher leid tun ... Das macht er halt immer ſo, wenn der Tanz aus iſt, dann ſpielt er ſeiner Frau eins ... 's Lieblingslied ... dorten!" Er wies mit der Stummelpfeife zum Friedhofe hin.

„Sie iſt alſo geſtorben?"

„Ja, ja, es iſt ſo! Aber ſehn ſie, ... haben ſie auch das Ende gehört? ... Eben, eben, die, was jetzt ſeine iſt, die Zweite, die iſt ihnen ein Giftbrocken!" Und ſo erfuhr ich nach und nach die Lebens- und Leidensgeſchichte des ſeltſamſten Menſchen, der mir bisher begegnet iſt.

Er hatte mit ſeiner erſten Frau in der glücklichſten Ehe gelebt, ein geſchätzter Arbeiter, der ſeine Spargroſchen getreulich nach Hauſe trug, am Sonntage noch ein paar Mark als Muſikant verdiente, ſich ein Häuschen erbaute, einen kleinen Garten hegte und

dann seine Frau durch den Tod verlor. Nachher war es gekommen wie so oft. Einer der seidenweichen Fangstricke, die sich männlichem Liebesschmerz so gern bereitwillig, tröstend und lockend um den Hals legen, war auch ihm zum Verderben geworden. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit heiratete er wieder, aber es war kein Glück dabei. Von der Zeit an ging eine merkwürdige Änderung mit dem Menschen vor. Was er zu Hause nicht finden konnte, ein armseliges bißchen Freude, suchte er im Wirtshause. Er vernachlässigte seine Arbeit und verbrachte die Stunden dort, wo der lockende Glücksphan sein buntes Kartenrad schlägt, solange das Geld reichte. Dann brütete er meist stumm hinter einem Glase Schnaps, das ihm ein mitleidiger Bekannter spendiert hatte. Zerlumpt und verkommen, trieb er sich in den umliegenden Dörfern umher, spielte in den Höfen Bettelmusik und an Sonntagen zum Tanze auf und trank sich für das Geld in den Rausch des Vergessens hinüber. Niemals aber vergaß er es, der toten Frau seinen verderblichen Irrtum in erschütternder Klage zu beichten und die lebende mit der gellenden Hohnfanfare zu begrüßen.

Zwar sah ich den Kauzior des öfteren, konnte aber niemals mit ihm ins Gespräch kommen, denn er drückte sich immer mit einem verlegenen Mützerücken und einem gemurmelten Gruße scheu an mir vorbei. Mit jedem Male aber sah er verkommener aus. Er änderte sich nicht mehr, nur daß er später die Trompete mit der frecheren Klarinette vertauschte, die sein Leid wimmernd noch ergreifender klagte und seinen Haß unerhört schamlos hinausschrie.

So trieb er es bis zum Kriege. In die zermürbenden Tage der Ungewißheit fiel die Kunde von der Mobilmachung als erlösender Funke. Die Männer des Dorfes waren in der Schenke versammelt und redeten sich die begeisterten Köpfe heiß. Nur der Kauzior brütete stumm und teilnahmlos hinter seinem Glase. Als da aber ein Flaumacher seine Unkenstimme erhob, sprang er plötzlich auf, riß die Klarinette aus der inneren Rocktasche, wo sie stets neben der Tabakspfeife steckte, und schlug sie dem Unglücksraben um den Kopf, daß die Stücke in der Stube herumflogen. Zwei Tage später wurde er eingezogen. Nach dreiviertel Jahren kam er als Verwundeter zu einem vierzehntägigen Erholungsurlaube zurück, Unteroffizier mit dem Eisernen Kreuz, straff, zusammengerafft, ein neuer Mensch. „Sehn Sie, was der Krieg aus'm Menschen macht!" sagte mein Nachbar. Dann zog der Kauzior wieder hinaus, heiter, zuversichtlich, und kam nicht wieder. — — —

Der Kauzior ist tot, der Mann, der so sehr lieben und so stark hassen konnte, aber sein Lied klingt in mir weiter, unvergeßlich, böhmischen Volkes Weise.

Noch steht das Dorf, unverändert, und der Wald, und noch immer wachsen im Walde die Blaubeeren in reicher Fülle.

Die Kindesdiebin

(Aus dem Kurzroman gleichen Titels)

Von Gerhard Uhde*

Veronika war geraume Zeit krank geweſen. Der mütterlichen Pflege hatte ſie es zu danken, daß nicht für immer Nacht ſie umlagert hielt. Mutter Wieczorek konnte ſich durch dieſe Hingabe entſchulden. Daß ſie einſt ſo für ihn geſprochen hatte, durch den nun ſolches Unheil hereingebrochen war, mußte tief geſühnt werden.

Lange noch dauerte es, bis daran gedacht werden konnte, die rechtliche Auseinanderſetzung mit Veronikas Manne, dem Maurerpolier, zu beginnen. Bei der beabſichtigten Scheidungsklage mußten ihm Verſchuldungen nachgewieſen werden, die ihn eindeutig belaſteten. Der Schwiegervater konnte als Zeuge nicht auftreten, ſeine Beobachtungen und Ausſagen waren die eines Schwachſinnigen. Blieb nur übrig, an ſeiner Arbeitsſtätte nachzuforſchen, um ihn anderen Ehebruchs zu zeihen, der mit größter Wahrſcheinlichkeit anzunehmen war auf Grund des Schreibens, das damals Veronikas Verdacht erregt hatte. Oder ſie hätte die Schuld allein auf ſich nehmen müſſen, aber dann hätte ſie nie und nimmer Baſilie, ihr Töchterchen, wiederbekommen.

Und das hielt ihr Mann in ſeinen Klauen, ihr liebes Kind, ohne das ihr das fernere Leben inhaltlos ſchien. Auf Briefe antwortete er nicht, auch nicht auf eingeſchriebene, nur zugetragen wurde den Wieczorek's von da, wo ſie nach Belaſtungsmaterial pirſchten, daß er niemals daran denken werde, das Kind herauszugeben, ſeine Frau habe ihn böswillig verlaſſen, nur weil die Alte ein bißchen närriſch war, und er werde ihr das Baſele ſo lange hinhalten, bis ſie von ſelbſt angekrochen käme.

Indeſſen häuften ſich die furchtbaren Gerüchte, die aus dem Dorfe der Schwiegermutter mitgeteilt wurden. Das Baſele rufe oft nach dem Mamale, dann werde die Alte ganz rabiat zu dem Kinde, ſchüchtere es ein mit bölkender Stimme, ſchlage es, vernachläſſige es in Kleidung, im Eſſen, in jeder Aufwartung. Dieſe Meldungen überſtiegen ſich mit der Zeit, eine grauenhafter als die andere. Und Wahres mußte daran ſein, denn es wurde ernſtlich behauptet, daß ihr ſchon von dem Pfarrer keine Abſolution mehr erteilt werde. Da mußte ſie es toll getrieben haben.

Veronika wurde wieder und wieder durchbohrt. Ihr Baſele! Was tut man mir dir, liebes Baſele? Dich an den Birnbaum binden, draußen im Regen ſchreien laſſen, drei Stunden, vier Stunden lang? Du, mein gutes Lockenköpfchen, könnte ich dich im Schoße halten! Weil du Verlangen nach mir haſt, mein Engel, mußt du auf Stühlen ſchlafen.

* Gerhard Uhde iſt geboren am 7. 8. 02 in Thorn / Weſtpreußen, in Ratibor O/S. aufgewachſen und lebt z. Zt. in Hamburg.

Ich kanns nicht glauben, aber die Leute ſagen, daß's wahr iſt, du mußteſt auf Stühlen liegen die ganze Nacht mit 'runterhängenden Beinen, und dicke Füße haſt gehabt am Morgen. O du mein, o nee ock! Was ſind ſie ſchlecht zu dir, Baſele, Baſele, hörſt du mich? Du meins, das kann doch nicht wahr ſein, das ſchwätzen ſie nur, um deine Mutter zu quälen, du, ich mag nimmer, du, wenn ſie dir das ..... in'n Kuhſtall hat ſie dich eingeſperrt und angebunden am Verſchlag, dieſer Drachen hat das getan, und du, Kleines, haſt dich nicht wehren können, die Kuh hat dich bepullt und bekackt, o nee ock, nee ock!

Veronika wurde geſucht von ihren Eltern, der Schwager ſuchte mit und ihre Schweſter, und andere Dorfgenoſſen ſuchten mit, die längſt ſchon Anteil genommen hatten an dem Schickſal der jungen Mutter. Veronika war verſchwunden, ohne eine Spur zu laſſen. Sie wird's ſich ſo zu Herzen genommen haben, ſie wird irr geworden ſein, jetzt unrettbar umnachtet. Der Weiher wurde abgeſucht, aber ſo tief war der nicht, daß da jemand ertrinken konnte, das Gehölz unterhalb des Dorfes wurde abgeſtreift, auf den Bahnhof des Nachbarortes telefoniert, die Gendarmerie benachrichtigt. Veronika ſchien aus der Welt zu ſein.

Am nächſten Tage kam ſie ins Dorf zurück mit ſchleppenden Schritten, mutloſen Händen, mit geſenktem Kopf. Das Licht war erloſchen in dem jungmütterlichen Geſicht, Gitter und Furchen darin, für eine Greiſin erſchreckend. Sie war im Dorfe der Ruda's geweſen, hatte zehn Stunden das Gehöft belauert von ferne, hatte das Baſele geſehen auf dem Hofe, ſeine helle Stimme gehört, ſich bis an die Scheune geſchlichen und Erinnerung aufbrennen laſſen am Birnbaum, der Bank, dem Miſthaufen, dem Kuhſtall, dem Kammerfenſter, aber da hatte ein rieſiger Kettenhund angeſchlagen, als ſie mit der fallenden Dämmerung an der Scheune entlangſchatten wollte. Sie hatte fliehen müſſen vor dem wütenden Bellen des neuen Beſchützers, der wohl eigens angeſchafft worden war, um vor ihr zu warnen.

Im Lehrerhauſe war ſie ſchwermütiger Gaſt. Dem kleinen Neffen trug ſie ſich an mit allem Schmerz, aber ſie blieb doch nur die Tante, wie nah ſie ſich auch drängen wollte mit ihrer, durch Sehnſucht vervielfältigten Mutterliebe. Sie herzte und küßte den Buben ſo ſtürmiſch, daß es ihm wehtat und er immer ſcheuer ihren wilden Liebkoſungen auszuweichen verſuchte. Und dabei hatte ſich Veronika oft ſchon als eine Diebin empfunden, die der Schweſter die Zuneigung ihres Kindes ſtehlen wollte, und war häufig zuſammengeſchreckt, wenn ſie von ihr überraſcht worden war bei leidenſchaftlichem Ausbruch ihrer unterdrückten Muttergefühle. Morgen ſollte der Geburtstag des Kleinen feſtlich begangen werden.

Bei den Vorbereitungen zu dieſem Tage, die mit innigſter Freude getroffen wurden und mit der Abſicht, ihn feierlich aus dem Gang der Wochen herausleuchten zu laſſen,

war ihr Weh auf die letzte Höhe getrieben worden. Sie mußte bei alledem noch zu viel vergleichen. Lange lag sie am Vorabend wach, der Schlaf blieb fern wie ein scheuer Unbekannter, und als er ihr endlich zur Seite getreten war und den Schleier auf sie fallen ließ, stieß sie den Atem so heftig aus, daß sich der Schleier vor der Berührung noch erst nach oben bauschte, und als er dann schließlich schlaff herniedersank, sich in Falten legte und das Gesicht nicht mehr ganz bedecken konnte. Die Augen wurden nicht verdunkelt.

Graue Sturmwolken jagten über ihren Traumhimmel. Bäume standen ängstlich beisammen, aneinandergehalten wie fürchtendes Vogelwild. Da spie der Sturm aus hundert prallen Mäulern und stieß sich ab zu wilden Sprüngen. Hineinstampfte er in die Rudel der zagenden Wipfel, brach Kronen auseinander, gewaltig trat er durch mit seinen Tretern, bis auf den Boden, daß Stämme spalteten, faßte brüllend die Widerspenstigen mit seinen Pranken und entwurzelte sie, plusterte über die Brache fort und fort, zerschlitzte die dünnen Kleider der Äcker, straffte die kurzen Mieder der Felder, fegte die Straßen blank, — und raste und raste.

Veronika fühlte sich am Fenster stehen und dem Sturme zusehen zu müssen, so wurde ihr befohlen. Je länger sie ihm zublickte, deuchte es sie, daß das Haus hinaufschwebte, und da wirklich, sie konnte es jetzt bemerken, es stand in der Luft, eine Weile nur, dann flog es davon mit der Fahrt des Sturmes. Ihr schwindelte, sie hatte Furcht, hinausgeschleudert zu werden aus dem Haus, und sie mußte sich wohl zu fest an dem Fensterrahmen angeklammert haben, er brach aus der Mauer, sie hielt sich noch gerade am Sims, aber das bröckelte auch, die Sparren der Diele faßte sie, auch sie lösten sich, das ganze Haus barst, sie stürzte hinab.

Aber das Basele hatte sie nicht, wie hatte sie nur vergessen können, sich nach dem Basele umzusehen, keinen Augenblick hatte sie daran gedacht, als sie am Fenster stand, nun war es zu spät. Oh, gleich wird sie auf den Boden niederschlagen, dann ist alles hin, das Leben hat aufgehört, wenn sie dort liegen wird als Brei. Aber sie kam gar nicht zu Fall, der Sturm blähte ihren Rock, als sie knapp über der Erde war, sie wippte in einem großen Sprung über die Straßenbäume, berührte nur gerade mit den Fußspitzen den Acker und wurde schon wieder aufgenommen zu neuem Schwung, durfte sich kaum umwenden und sehen, daß die letzten Balken des Hauses niederschlugen. Das Basele, das Basele!! Sie durfte nicht zurück, sie wurde mit solcher Gewalt abgedrängt, daß sie sich nicht einmal schwer machen konnte, die Erde mit den Füßen zu fassen.

Da zerspliß der Rock in dem Augenblick, als sie vor Freude zurückschreckte: Dort oben, fast nur ein Stockwerk höher, flog ja das Basele. Sie hätte es fassen können, aber der Rock flatterte auseinander. Warum nur jetzt gerade? So lange hatte er sie getragen. Jetzt, wo sie dem Basele so nahe war. Sie raffte die beiden Rockstücke zusammen, und

der Sturm faßte wieder hinein ins Segel. Nur noch eine Spanne. Sie ruckte nach mit dem Körper, langte aus mit dem freien Arm, und heißes Glück überschüttete sie schon, weh! der Sturm entriß ihren gekrallten Fingern den Rock und zerschlitzte ihn zugleich an der anderen Seite. Sie purzelte hinunter wie ein Vogel mit zerschossenen Flügeln, überschlug sich auf dem Acker, raffte sich, stürzte in einen Graben, stieg wieder hoch, schleifte durch eine Hecke, ließ dort Fetzen vom Rock, rannte, stolperte, torkelte, wurde wieder ein Stück vom Sturm getragen, schlug mit dem Gesicht in sumpfige Brühe, riß die Augen dennoch auf, sprang empor, sollte festgehalten werden, schrie, die Augen brannten, aber sie sah noch das Basele, sah es noch, der helle Fleck im Horizont, das war es.

Vom Himmel polterten dumpfe Donner, sprühten zackige Blitze, prasselten Schloßen, groß wie Taubeneier. Veronika gab ihren Körper preis, ließ sich treffen zu Schlägen hundertweis, von Eissteinen, suchte keinen Schutz. Sie durfte nicht versäumen. Wenn sie nur einen Atemzug weilte, dann hübe sich das Basele wieder fort aus dem Hause, in dem es sich niedergelassen hatte. Sie hatte es gesehen, wie es sich weit hinter der Ebene auf ein Dach ließ, gerade als sich der Sturm auch niederlegte. Die Hagelwände standen jetzt davor, aber sie wußte ganz genau, in welches Haus das Basele geflogen war, sie würde es nicht verfehlen, und wenn sie noch Tage keuchen müßte durch diese steinigen Niederschläge über die grantigen Felder in Donnerschall und Blitzesfeuer, nur nicht rasten, nicht an Schwachwerden denken, nicht ruhen lassen den Fuß, sofort wieder heben.

Da stieß sie mit dem vorgeschickten Scheitel an eine Wand, in demselben Augenblick krachte ein Donner, daß die Erde erbebte, und Veronika begriff eben, daß der Blitz in die Scheune gefahren war, an deren Tor sie sich gestoßen hatte, da schlugen schon die Flammen hoch. Sie trat zurück, ging herum, der Kettenhund tobte. Der Birnbaum stand als Silhouette. Sie wollte über den Hof zum Wohnhaus, aber der Hund fletschte ihr entgegen, und sie mußte an ihm vorbei, schnell, denn das Haus würde gleich Feuer fangen, und das Basele schlief oben im Zimmer. Stephan, ihr Mann, kam aus der Hoftür mit einem Becher voll Wasser. Er durfte sie nicht sehen, sie duckte sich hinter den Misthaufen, aber der furchtbare Hund schleifte die Hütte hinter sich her. Sie wich zum Zaun des Nachbargartens, immer geduckt und wartete dort quälende Sekunden. Die Alte schrie, und Veronika vermeinte ihren Namen zu hören. Stephan solle sie suchen, sie müsse hier sein, sie habe die Scheune in Brand gesteckt, das schrie die Alte, und Veronika fieberte, entdeckt zu werden. Der Stall hatte schon Feuer gefangen. Die Kühe brüllten, die Schweine, als würden sie geschlachtet, die Hühner gackerten, die Gänse kreischten. Der blöde Schwiegervater stand an der Pumpe mit nacktem Oberkörper, aber die Glut duldete ihn dort nicht mehr, sie hatte ihm wohl schon die Haare

abgesengt, auch die an den Augen, er fuhr sich so über's Gesicht, daß man das meinen konnte.

Aber ihr! Denkt ihr nicht ans Basele! Wenn es gar in der Kammer über dem Kuhstall schläft! Das zu denken, kochender Geysir, der in ihr aufschoß. Sie schrie! Wilder Schmerz verbrühten Herzens. Die Taubenmütter flogen durch die Flammen, starben mit ihren Jungen. Auf! Hinein in den Feuersturm. Guter Angstschweiß, der sie kühlte, nein, es war gewiß, das Basele lag dort nicht in der brennenden Kammer.

Durch den Nachbargarten, den Nachbarhof, lief sie auf die Straße, stieß die Tür auf, die Glocke schellte, Qualm schlug ihr schon entgegen, die Treppe hinaufgestürmt ins Zimmer, das Basele stand weinend im Bett der Mutter. Sie riß es an sich, rannte zurück, Flammen beleckten sie schon, stieß an die Zentrifuge auf der Diele, hinaus auf die Straße. Gerettet! Mein Basele, wir sind beieinander. Kennst deine Mamale noch? Im Übermaß geträumten Glückes, sieghafter Erlösung erwachte Veronika. Feuer wurde geblasen auf der Straße. Es gewitterte. Regen pratschte. Sie sprang ans Fenster und sah, wie drüben beim Spritzenhaus Pferde angeschirrt wurden. Im Nachbardorf hat's in's Dominium eingeschlagen, hörte sie rufen. Heller Schein flackerte am Himmel und wurde zusehens glutrot, wie von einem großen Blasebalg angefacht.

Da besann sich Veronika. Sie hatte von Feuer geträumt, vom Basele. Von Feuer zu träumen bedeutet gutes Gelingen dessen, was man am nächsten Tage unternimmt. Sie ließ Freude in sich einrauschen als ein brausendes Finale der Gewißheit, legte sich ins Bett und versank traumlos, sicher gehalten von den gütigen Armen des vormals Unbekannten, der sich lachend zu erkennen gegeben hatte.

Vom Mittagstisch der Geburtstagsfeier stand Veronika auf, ging hinaus, ohne Zweck und Ziel zu sagen, als könnte sie durch Reden den glückhaften Kräftestrom ausgeben, der sie seit der vergangenen Nacht durchaderte. Auf dem Hofzaun hing ein Anzug des kleinen Neffen zum Trocknen. Sie nahm ihn, er würde dienlich sein können. Das Fahrrad hatte sie schon im Schuppen hinter der elterlichen Gastwirtschaft zurechtgestellt und unter die Lenkstange die Lasttrage montiert, die sie von dem Rad des Vaters abgenommen hatte. Im Rücken der Häuser fuhr sie auf dem Feldweg zur Landstraße und trat mit solcher Hast die Pedale, daß sie die 28 km lange Strecke zu dem Dorfe der Ruda's in knapp zwei Stunden zurücklegte.

Das Rad gab sie am Bahnhof in Aufbewahrung und ging, scheinbar ohne Absicht, durch das Gehege der Bauernhäuser. Es war Vesperzeit, die Stunde demnach, zu der die Einwohner zumeist auf dem Felde waren. Bei der beginnenden Heuernte konnte man das annehmen. An der Post war sie vorbei. Der nächste Straßenzweig linker Hand führte sie zur Ruda'schen Wirtschaft. Schotterhaufen waren dort aufgefahren, die Straße sollte ausgebessert werden. Sie schenderte auf dem schmalen Weg zwischen den

Steinen und den Zäunen der Vorgärten, immer spähend nach dem Gehöft, schräg drüben an der anderen Straßenseite, noch etwa hundert Meter entfernt.

Jetzt hatte sie freien Durchblick zum Ruda'schen Hof, das Nachbarhaus war so weit zurückgetreten. Köpfe sah sie über den Zaun, Köpfe von zwei Kühen, und den der Schwiegermutter neben ihnen umgehen. Die Kühe wurden wohl angeschirrt, oder schon ausgespannt? Veronika stieg, ohne sich umzublicken und so zufällige Beobachter etwas argwöhnen zu lassen, wie in kindlicher Freude auf einen Schotterhaufen, stieß von dort ein paar Steine mit tändelndem Fuß und ging wieder hinunter. Sie hatte genug gesehen: Die Alte hatte angeschirrt, auf den Bretterwagen Geräte gelegt und — das Basele neben sich gesetzt. Der Hund bellte, sie fuhr durchs hintere Gatter hinaus auf den Feldweg.

Veronika ließ sich niederhängen in Traurigkeit. Nun stellte sich die Wirklichkeit ihrem Vorhaben so verquer. Sonst wurde das Basele eingesperrt von dem Weib. Heute gerade nimmt sie es mit aufs Feld. Aber die Mutlosigkeit währte nur so lange, als sie Zeit brauchte, gerades Wegs vor das Gehöft zu kommen. Erinnerung an den Feuertraum kehrte zurück, während sie in der Höhe des Haustors schritt, der flüchtige Blick, mit dem sie Hausnummer, Fenster und Giebel in einem faßte, gab ihr die Bilder wieder, die ihr im Traum nach vielen Schrecken endlich Erlösung geschenkt hatten, sie ging weiter und erstieg mit wenigen Schritten den Grat nicht mehr zu erschütternder Hoffnung.

Die Alte konnte nur zu der fernen, am Bache gelegenen Gemarkung gefahren sein, sie brauchte sich dessen, auslugend, nicht erst zu vergewissern. Veronika holte ihr Fahrrad mit dem angeschnallten Bündel ab und fuhr an der anderen Bachseite hinaus zu der Stelle, welcher gegenüber sie die Alte mutmaßte. Die Weidenbüsche diesseits verdeckten sie gegen unerwünschte Sicht, während ihr die kleinen Lichtungen hier und da noch auf dem Rade ermöglichten, das Gelände drüben zu erforschen.

Sie stieg ab, schob das Rad ins Gesträuch, blickte sich um. Kein Mensch auf dieser Seite, der ihrem Gebaren folgen könnte. Das noch nicht gemähte Gras der Wiese schützte sie im Rücken. Ein Stück oberhalb an diesem Abfluß eines Teiches wurde zwar Schilf geschlagen, aber gegen ein Beobachtetwerden von dort konnte sie sich mühelos in Hut nehmen. Wenn nur die Hände nicht so zittern, die Füße nicht versagen würden! — Einen Steinwurf weit hockte das Basele im Klee neben dem Roggenschlag und pflückte anscheinend. Wenn sie gerade ein Vierblatt faßte! Du, mein Basele, dein Mamale ist hier. Könnte sie locken wie eine Glucke, könnte das Basele den Mutterton auffangen und mit ihm zurückflattern, kleines Keuchel. Der Alten aus der Acht laufen, den Abhang hinunter zum Wasser. Flugs würde sie durchwaten, ihren Schatz in die Arme reißen und davon stürmen. Oder daß sie fliegen könnte wie ein großer Mutter-

vogel mit leiſem Flügelſchlag, ihr Kind greifen und miteins vor den Augen der entſetzten Alten aufſteigen!

Veronika kauerte zwiſchen den Büſchen, mit heftendem Blicke ging ſie jeder Bewegung nach. Die abgeſchirrten Kühe rupften auf dem Streifen des Kleefeldes, der ſchon gemäht war. Die Alte ſchien Kartoffelſtauden zu behäufeln und mußte ab und zu darauf achten, daß die Tiere ſich nicht an dem noch hochſtehenden Klee überfraßen. Die hörten nicht mehr auf ihre Zurufe. Sie kam herbeigelaufen und ſchlug ſie fluchend mit der Hacke zurück. Neben dem Baſele blieb ſie dann ſtehen, lehnte die Hacke an ihre Hüfte, band das Kopftuch los, ließ es, locker um den Hals geſchürzt, über den Rücken hängen, blickte ſich um, nahm die Hacke zur Hand und ging wieder an die Kartoffelfurche, die ſie verlaſſen hatte. Das konnte Veronika jetzt erkennen, daß hinter dem Kleefeld, in derſelben Breite wohl, Kartoffeln gepflanzt waren. Während ſie rechnete, daß die Alte ihr ja den Rücken zukehren müßte, nämlich dann, wenn ſie jene Furche ausgehäufelt hatte und wendend die neue beginnen würde, zog ſie ſchon eilends Schuhe und Strümpfe aus. Den Rock band ſie hoch, ſtieg ins Waſſer, weit über die Knie, raſchelte durchs Schilf des anderen Ufers, duckte ſich über gelben Sumpfdotterblumen, ſchlich, bevor ſie den Abhang hinaufkroch, ein Stück bachaufwärts, um oben ſofort durch den hochſtehenden Roggen gegen die Alte gedeckt zu ſein.

In den aufrechten Erlen ſchüttelte ein ſchreckhafter Wind, als wollte er die Schleichende verraten. Veronika zog ſich ein wie ein angſtendes Wild und horchte mit hinausgeſchärften Ohren, nur ihr Herz hörte ſie toſen, das ſo bedrängt wurde. Die Witterung blieb rein. Sie befreite ſich aus den Schnüren der plötzlichen Bangnis, erklomm die Böſchung und hielt am Rand des Roggenfeldes inne, ſich klare Überlegung abzuzwingen. Den Blick ſtarr hineingerichtet ins Roggenhalm, um bei der erſten Lichtung zu ſtoppen, die ihr Sicht aufs Baſele ermöglichen würde, taſtete ſie ſich zur Seite bis zum Saum des Kleeackers. Wiewohl ſie wußte, daß ſie es jeden Augenblick ſehen müßte, kam der Anblick doch ſo überraſchend, daß die Freude ſie traf wie ein kalter Schlag. Das Baſele, nur zwanzig Schritte vor ihr! Es war näher gekommen, von den roten Kleeblumen, die ſie pflückte, in dieſe Richtung gelockt. Aufſpringen?! In fünf, ſechs Schritten hin?! Greifen?! Zurück?! Sie kam nicht vom Fleck, ſie konnte ihren Gliedern nicht befehlen, und ſchon ſpürte ſie Schatten in dem ausgeſpannten Fühlernetz.

Zu ſpät! Die Alte kam herbeigerannt, ſchlug die Kühe wieder mit der Hacke zurück auf den Kurzklee und nahm das Baſele mit. Veronika ſchoß das Blut ſteil auf, Tränen wollten hinaus, aber ſie bezwang ſie. Ganz an die Erde gedrückt hatte ſie ſich in ſo gefährlicher Nähe. Jetzt atmete ſie tief, neue Kraft aufzunehmen. Doch keine Faſer hatte ſie erſchlaffen laſſen, die ſie nicht ſofort wieder hätte ſpannen können, nur nachgab ſie, wie beim Tauziehen, um deſto ſicherer dem leichtſinnig gewordenen Gegner den Sieg

zu entreißen. Und mitten drin war sie schon im Kornfeld, sie hatte das Verwegene gar nicht bedacht: die weit vernehmbaren Geräusche, welche die plötzlich gestreiften Halme verursachten. Da hörte sie bei wiederkommender Bedachtsamkeit, daß die Alte zum Basele sprach, es solle da sitzen bleiben und nicht dem Wasser zulaufen. An ihrer Stimme merkte sie, daß sie sich schon zum Kartoffelfeld entfernte.

Hand vor Hand setzte, Knie und Fuß nach Knie und Fuß zog Veronika. Halme nur rumdum, Mutterhalme, welche die Ähren einstmals in ihrem Leibe geschützt hatten und sich dann auseinandergezogen, Scheide aus Scheide, und die krönende Frucht auf dem letzten ranken Glied hinaufgeschickt hatten, diese lange Siedlung von fünfzig und sechzig kleinen aneinandergedrückten Häuschen, in denen der Saft aus mütterlichen Wurzeln Korn wird. Schon neigten sich die Ähren, aber dem Blick von unten deuteten sie noch schräg hinauf in den blauen Himmel, der so tief zu hängen dünkte, daß er nur eine Halmlänge entfernt erschien, eine Länge dieser senkrechten Stämme, die zu gilben begonnen hatten über dem Feldboden. Die Mutter lugte durch den Wald der glatten Bäume. Ackerwinden schlangen sich um die Palisaden, tiefblaue Kornblumen leuchteten dazwischen und sammetrote Kornraden, Hederich wucherte vor den behutsam vorwärtstappenden Händen, und Stiefmütterchen staken im geheimnisvollen Dickicht und ließen sich entdecken von den großen Augen des weiterkriechenden Menschentieres.

Das Basele blickte ängstlich hinüber ins Kornfeld, wo's knisterte, wo die Halme sich bogen. Es wollte aufstehen und zur Großmutter laufen, aber da sah es einen Kopf und erkannte das Mamale und wollte schreien und hinüberrennen, doch es sah den Finger der Mutter auf dem Mund, sah die Hand, die Niederducken deutete — es legte sich auch den Finger auf den Mund, blieb sitzen, folgte der Weisung des Mamale, nach dem Kartoffelfeld zu blicken, schüttelte das Köpfchen, sah die jetzt heranwinkende Hand, machte sich klein im Klee, rutschte die sieben Schritte zum Kornfeld und ließ sich greifen von den herauslangenden Armen.

Veronika riß ihr Basele an sich, hinein in den schützenden Halmwald, schickte es vor sich her in der niedergetretenen Furt, kroch hinterdrein, nur eine Weile, dann brach der nichtzuhaltende Jubelsturm in ihr auf, sie drückte ihr Kind an sich und rannte aus dem Kornfelde, zwischen den aufrechten Erlen hindurch, die Böschung hinunter, durch die Sumpfdotterblumen, durchs Schilf, und das Basele hochgehoben über die Brust, stieg sie ins Wasser, trat fehl, wurde naß bis zu den Hüften, aber nur fünfmal den Fuß sicher gesetzt, und schon gab sie ihr Kind dem anderen Ufer, griff in die Büsche und kletterte nach, hinauf zum Wiesenweg, hastete zum Versteck des Fahrrades, zog es eilends heraus, setzte das Basele auf die Trage, gab ihm ihre Schuhe und Strümpfe zu halten, stieg auf und trat mit nackten Füßen die Pedale, und der triefende Rock klatschte an ihren Knien, und die Augen tränten, und der Atem ging kurz, sie trat und

trat, links hinunter, rechts hinunter, links, rechts, links, rechts ..... kein Verweilen, keinen Blick zurück, keinen Blick den Menſchen, die ſie überholte, erſt mußte ſie über jene Höhe ſein, dort ſtieg ſie ab in dem Wäldchen, nahm ihr Baſele von der Trage und ließ die Freude ſtürmen.

Was tat es jetzt, daß das Baſele Läuſe hatte, daß die Haarſchwänzchen mit Schuhriemen verknotet waren, daß mit Schorf bedeckt war der verkümmerte Leib? Sie würde es baden, füttern, pflegen, Tag und Nacht umhegen, bald würde es anders ausſehen. Den Anzug des kleinen Neffen packte ſie aus, und Baſele wurde für die Weiterfahrt ein Junge. Denn noch eine gute Stunde müßte ſie die Pedale treten bis zum elterlichen Dorf und etliche Ortſchaften paſſieren, und vielleicht käme ihr im nächſten Dorf ein Landjäger entgegen, den die Alte ſchon von dem Diebſtahl hatte benachrichtigen laſſen. Dann würde ſie unbetaſtet vorbeifahren, weil er ja nach einer Frau fahnden ſollte, die ein Mädchen entführt hatte.

Wenn ſie dennoch gefaßt würde, — auf den würde ſie ſtürzen, der es ihr entreißen wollte, wäre es auch ein Mann mit eiſernem Griff, ſie würde Kräfte haben wie, ... wie eine Löwin! Baſele, mein Baſele, es wird ſchon dunkel, es ſteht gut mit uns, Baſele, bald ſind wir daheim, Baſele, dann gehſt du nimmer fort, immer bleibſt bei deinem Mamale, und wenn ſie dich holen wollen, verkriechen wir uns im Keller, eine Stube bauen wir uns dann, noch unter dem Keller, wo kein Menſch hinkann. Tut's dir ſchon weh? Noch ein biſſel, ſiehſt, dort ſind ſchon die erſten Häuſer. Gleich, gleich ſind wir daheim, Baſele.

Sommerabend

Von Hans Kaboth-Beuthen

Der Abend trinkt ſchon das letzte, müde Licht;
Nun werden die Sterne am Himmel aufflammen,
Und alle Sehnſüchte, die von oben ſtammen,
Sie heben empor ihr trauriges, ſchönes Geſicht.

Die Wege ſind lau und von Duft übergoſſen,
Das ſind die Roſen, die in den Gärten ſind;
Ihre Zärtlichkeit iſt übergroß, ganz weich und gelind
wie die Hände liebender Frauen, ſcheu und in ſich verſchloſſen.

Nun wiſſen die dunklen Bäume von ſeltſam verträumten Legenden,
Die klingen durch den Abendwind, der leiſe weint, —
In einem Garten ſind zwei Liebende vereint,
Sie lauſchen in zitternder Luſt und halten ſich bei den Händen.

Sommerliches Potpourri

Von Victor Kaluza

Auftakt

Bim bim bim,
das Schneeglöckchen.
Nimm nimm nimm
das Haſelſtöckchen.
Juchhe und juchhei,
es lenzt.

Streng vertraulich

Betrifft die Sache
mit dem beſchädigten Blätterdache.
Es iſt hierher zu berichten,
ob der Mai — mit dem Junikäfer verwandt.
Mitnichten.
Darüber iſt hierorts nichts bekannt.

Der Kuckuck

Der Kuckuck
machte einen Schluckuck
auf einen Ruckuck,
da hatte er genuguck,
der Kuckuck.

Die Heupferdchen

Tri tri tri tri . . .
Was zählen denn die?
Das iſt ihnen ſchnuppe,
huppe huppe huppe.

Das Betreten der Wieſe . . . .

Daß ich nicht nieſe!
Da kamen die Mücken
auf die Wieſe
und wollten tanzen.
Was?
Sagten die Gräſer
und nahmen die Lanzen,
wir werden euch tanzen.

Wer hätt' ſich ſo was nicht verbeten?
Die Mücken hätten die Wieſe
ſchön zertreten.

Der Genießer

Da liege ich
und ſchlecke Margueriten.
Das Weiße iſt Milchreis
und das Gelbe drin ein Klümpchen Butter.
Da liege ich
und —
rülpſala
kleiner Fink in der Birke.

Forſt

Da haben ſie euch hingepflanzt
und da ſteht ihr
in Reih und Glied,
Reih und Glied,
Reih und Glied,

Hoiho, ihr Bäume, hoiho!
Hört auf mein Kommando:
Weggetreten!
Weggetreten!!

Juninacht

Da fiel ein Funke
ins Moos.
Was,
er fliegt wieder los?
Funke,
Halunke,
Leuchtkäfer, du?
Fliege nur zu.

Libellei

Verfliſcht,
da flog die Libelle
mit einer Schnelle
von Nullkommaniſcht
und der Rohrſpatz
hat ſie dennoch erwiſcht.

Briefwechſel

Hummel, haſt du Honig?
An der Eiche wohn ich.
Mieſe mauſe mucks,
Reineke Fuchs.

Schicke ſchnell ein Töpfchen,
habe noch ein Tröpfchen.
Schimmel, ſchammel ſchummel,
Euphroſine Hummel.

Aber Herr Fink

Aber Herr Fink,
ſeit wann denn Schnurrbart
und gleich ſo nen Schnauzer?

Menſch, Menſch,
ich glaube,
du ſahſt noch nie eine Raupe
in meinem Schnabel.

Aus iſt die Fabel.

Deutſche Grüße aus dem Oſten

Momentaufnahme einer polniſchen Reiſe

Von Michael Turb

Wir fahren mit der Droſchke über das holprige Holzpflaſter der Petrikauer Straße. Hinter uns verſinkt im heißen Nachmittag das trübe Judenviertel mit ſeinem Lärm und ſeinem Gewühl, mit den undefinierbaren Gerüchen der bitterſten Armut. Wir fahren durch den „vornehmen" Teil von Lodz. Links baut ſich auf einmal das „Grand Hotel" auf, rechts wieder Kinos, Cafés, Büros. Wie Spatzen fliegen dieſe Häuſer vorüber, als ob ſie noch einmal — wie weiter oben das Rathaus, in dem eine linke, aber arme Mehrheit herrſcht — daran erinnern wollen, daß wir in einer Stadt ſind, die gut und gern ihre 600 000 Einwohner zählt. Vor hundert Jahren waren es noch nicht tauſend!

Endlos dehnt ſich die Vorſtadt. Rechts und links wölbt ſich die Straße tief herab, ſodaß am Rande des Bürgerſteigs tiefe Gräben entſtehen. Die Sünden der ruſſiſchen Vergangenheit werden wach. Wozu brauchen die Städte des rebelliſchen Polens Schmutzwaſſer-Kanäle? Man kann doch alles auf die Straße ſchütten. Ungeſund? Ach, Menſchen gibt es genug. Noch heut hat Polen jährlich einen Bevölkerungsüberſchuß, einen reinen Zuwachs von ½ Million Menſchen. Jedes Jahr könnte man eine ſolche Stadt wie Lodz dazu bauen!

Die erſten Fabrikhallen, wie ſie Textilfabriken eigentümlich ſind. Dazwiſchen jene ſonderbaren Krammärkte, auf denen mehr Verkäufer als Käufer ſind. Erſt vor wenigen Jahren, ſo erzählt man uns, eroberten ſich die chriſtlichen Händler das Recht, auf dieſen Märkten neben den jüdiſchen verkaufen zu dürfen. — — Wir nähern uns der Stadtgrenze. Die Häuſer werden immer flacher, die Menſchen ſpärlicher, als ſcheuten ſie ſich vor der ärmlichen Straße. Nur ab und zu noch einen jungen Juden mit ſeinem Kaftan und dem ſchwarzen Käppi.

Die Stadt liegt hinter uns. Vor uns dehnt ſich eine endloſe, ſtaubige Landſtraße, in der Ferne leiſe qualmende Fabrikſchlote. Auf beiden Seiten der Straße dehnen ſich Baracken, Steinhäuſer, Lauben. Ein buntes Gemiſch. Das iſt Chojny. Nur ein belangloſer Vorort mit einigen 20 000 Menſchen, aber ich kann dieſen Ort nicht vergeſſen. Immer wieder, wenn ich an dieſe polniſche Reiſe denke, ſteigt dieſes Chojny vor mir auf, wie eine Viſion elementarer Triebe.

Hier wohnt ein groß Teil deutſcher Arbeiter. Neben ihnen polniſche Proletarier, ab und zu ein Handwerker. Nur der Kundige kann ſie unterſcheiden. Denn ſie hauſen im gleichen Elend. Hauſen auf ſchnurgeraden Wegen, hinter weiß lackierten Zäunen — der von der Gemeindeverwaltung gelieferte weiße Lack dient als Erſatz für das fehlende Laternenlicht! — in Bretterbuden, zu denen ſie des Nachts irgendwo die Bretter ſtehlen, in Ziegelhöhlen, deren Steine ſie wochenlang mühſam und einzeln heranſchleppten. Wir klopfen an eine Holztür und treten ein. Drinnen, in einem Bretterraum von kaum zwei Meter Breite und drei Meter Länge, „wohnt" ein deutſcher Textilarbeiter mit ſeiner Familie. Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche, — alles iſt dieſer eine Raum. Der „Fußboden" iſt nackter Lehm, die Decke ein dünnes Blech, das im Sommer die glühenden Sonnenſtrahlen, im Winter die bittere Kälte glatt durchläßt. Und dieſer Raum koſtet noch erhebliche Miete im Monat, und um ihn beziehen zu dürfen, muß der deutſche Arbeiter noch 400 Zloty „Abſtandsgeld" zahlen. Trotz allem, — die Augen der Frau leuchten freundlich, als ſie hört, daß wir aus Deutſchland kommen. Sie war auch einmal „drüben", als Landarbeiterin, irgendwo „hinter Sachſen". Es iſt halt überall ſchlecht!

Wir irren noch lange zwischen diesen Hütten umher, ehe wir den Rückweg finden. In der sandigen Straße zwischen den weißen Zäunen haben nach dem letzten Regen schwere Wagen tiefe Furchen gegraben. Wir schauen ab und zu durch eine Zauntür. Dort in jenem Hof steht neben dem Holzhaus — eine Treppe, die in den Giebel führt, ist der Raumersparnis wegen an der Außenwand angebracht — ein Stall. Auch aus diesem ist jetzt eine Wohnung geworden. Hier hinter diesen Brettern steht eine Ziegelhöhle, mühselig zusammen geflickt aus bunten Steinen und aus fettem Lehm. Man muß eben ein Dach über dem Kopf haben, damit man sich sattschlafen kann. Denn zum Satt-Essen langt es nicht!
Über Chojny verdämmert der Abend, deckt alles zu, barmherzig, und macht alles gleich. Aber die Erinnerung an diese nackte Not, die sich wehrt, um wenigstens das letzte Stückchen Menschtum zu retten, — diese Erinnerung brennt weiter. Es gibt viele Chojnys zwischen Oder und Wolga!

*

Drei Uhr nachts. Wir sitzen auf dem Bahnhof von Hajnowki und warten auf den Zug, der uns nach Białowieza bringen soll, mitten in den großen Wald. Es ist schon hell, und von den hohen Bäumen, die den Bahnhof auf allen Seiten wie ein Wall umstehen, singen tausend Vögel ihr fröhliches Morgenlied. Singen es durch den dicken Nebel hindurch, der wie ein dichter Schleier vor den Bäumen hängt und sie in eine undeutlich graue Masse verwandelt. Er rieselt ganz fein und leise auf uns hernieder.
Endlich kommt der Warschauer Nachtzug, der uns an das Ziel bringen soll. Nur unwillig erheben sich die beiden Passagiere von ihrem Schlafpolster, um uns Platz zu machen. Der Zug ist auffallend gut besetzt. Ach, heut ist in Białowieza Holzverkauf. Die forstliche Zentrale des Warschauer Landwirtschaftsministeriums sitzt in diesem weltfernen Dorf und verwaltet den staatlichen Waldbesitz. — — Wir fahren durch den Nebel; wenn sich einige Fetzen losreißen, kann man bunte, blumenübersäte Waldwiesen sehen, oder die hohen, kerzengrade emporgeschossenen Stämme der Fichten und der Eichen. Immer dichter wird der Wald, immer struppiger und undurchdringlicher das Unterholz.
Nach einer Stunde sind wir am Ziel. Aber es ist nichts zu sehen als ein einfach-rotes Bahnhofsgebäude, davor einige bäuerliche Leiterwagen. Der Nebel hat sich etwas gehoben, die nächsten drei-, vierhundert Meter werden sichtbar. Kein Haus, nichts, nichts. Aber diese Leiterwagen geben sich auf einmal als „Droschken" zu erkennen, die zur „Stadt" fahren. In der frühen Morgenstunde schreien die — o Überraschung! — jüdischen „Kutscher" und streiten sich um die Fahrgäste, die der Zug brachte. Bald waren auch wir verstaut. Ein Wagen nach dem andern rollt ab, in den Nebel hinein. Wir sind ganz allein auf der Welt, ganz allein mit dem prächtigen Alten im grauen Bart, der das Pferd schnalzend zur Arbeit lockt.
Ganz langsam holpern wir vorwärts. Der Weg ist mit Bohlen belegt. Wenige Radumdrehungen weiter wissen wir auch, warum. Rechts und links von der Bohlenbreite des Weges schluckt und gluckst grünlich-lächelnd endloses Sumpfland. Weit drüben im Nebel starren wieder wie fahle Gespenster die ersten Bäume. Der Weg schwankt hin und her. Fast verliert er das Gleichgewicht. Aber es sind gute alte Bohlen, sie halten uns fest, wenn auch die eine oder andere im Sand versunken ist. Noch aus der Zeit der preußischen Okkupation im Weltkrieg stammt dieser Bohlenweg, erzählt uns der alte Kutscher in seinem jiddisch-gutteralen Kriegsdeutsch. — Endlich merken wir, daß hier Menschen wohnen. Die ersten Gebäude tauchen auf, ein staatliches Sägewerk, eine uralte, primitive Terpentinfabrik und dann — der Bohlenweg versinkt im knirschenden Sand — lange Reihen von ungeheuren, gelben Holz-Stößen, zwischen denen schwarze Baracken

schüchtern grüßen. Auch die Baracken stammen noch — der Alte grinst wahrhaftig über das ganze Gesicht, als er uns das verrät! — aus der „preußischen" Zeit; jetzt wohnen die Arbeiter des staatlichen Sägewerkes in ihnen. Wir wissen nicht, worüber mehr wundern: über den soliden Bau der Baracken oder über die endlose Selbstgenügsamkeit der weißrussischen Holzarbeiter, die in ihnen hausen.

Weißrussen? Ja, hier, drei Schnellzugstunden hinter Warschau beginnen jene nationalen Probleme, an denen Osteuropa so reich ist, schon deutlich zu leuchten. Weit dehnt sich das weißrussische Land, weit über die Grenzen Sowjetrußlands hinweg. Von drüben lockt die weißrussische Sowjetrepublik, hüben zittern im Untergrund die nationalen Selbstbehauptungskämpfe der letzten Jahre. Noch sind die Prozesse der Chromada nicht vergessen. Von Wilna bis Brest-Litowsk schwelen diese Brände unter der Oberfläche; Pilsudski weiß, warum er nach Osten schaut und seinen kleineren Mitarbeitern die Streitereien mit dem Westen überläßt.

Jetzt scheint der weißrussische Bauer stumm und ruhig. Aber er mag im Geheimen lächeln. Er tritt auf die Bohlen, die einst von den stolzen Preußen gelegt wurden. Die Preußen sind nicht mehr da! Und hinter dem Walde winkt das Jagdschloß von Białowieza, das sich vor dreißig Jahren der russische Zar errichten ließ. Auch der Zar ging vorüber! Heut stopft ein polnischer Soldat im Schloß die Tiere aus, die der Urwald an den Strand warf: Auerochsen, Wölfe, Füchse, Adler.

Der Bauer blieb. Mit ihm blieb der große Wald und der wilde Wolf. Soll der Bauer nicht lächeln, wenn er in Holz und Stein die Erinnerung an die großen Mächte der Vergangenheit erkennt? Was ist groß und stark? Alles geht vorüber, — auch der stolzeste Herr kann seine Macht verlieren.

*

Viele Stunden weit im Südosten dehnen sich die Ebenen Wolhyniens. Ganz in der Ferne Wald und sandiger Hügel, in der Nähe saftiges Wiesenland, auf dem die Pferdeherden weiden, und dazwischen Sumpf, Sumpf. Abseits von der großen Verkehrslinie liegt Luck, Wolhyniens Hauptstadt. Flach in sumpfiges Land und an niedrige Hügel geschmiegt, eine Stadt in Hufeisenform. Viele öffentliche Gebäude, schmucke Siedlungsbauten für die Beamten offenbaren auch hier den organisatorischen Willen der polnischen Herren.

Aber es bleibt Osten, wirrer, bestechender, heiliger Osten. Russische Kirchen, glänzende Kuppeln, blutgetränkte Vergangenheit, eine starke jüdische Bevölkerung (80 %!), dazwischen Siedlungen der Deutschen — wer kennt die Deutschen Wolhyniens nicht! — und der hopfenbauenden Tschechen. Luck wirkt wie Wilna im kleinen Maßstab, vielfarbig, lebendig, arm und — gegen Rußland gewandt. Noch stärker als im Norden Polens spürt man die Nähe der russischen Grenze. Zur Zeit der letzten großen Bauernflucht aus Rußland in diesem Frühjahr hörte man von Luck aus des Nachts die russischen Maschinengewehre an der Grenze knattern. Hier, in dieser Nähe wirkt Rußland noch unheimlicher, noch mehr als dumpfes Rätsel wie bei uns. Der politische Wirbel tut das Seinige dazu. Hier sind die Polen in der Minderheit, die Ukrainer haben die Mehrheit; die kommunistische und die bürgerliche Gruppe unter ihnen liegen sich im heftigsten Streit.

Die deutschen Siedler, Handwerker und Tagelöhner rings um Luck zählen heut an 50 000 Seelen. Ja, Seelen, denn dort drüben ist nationale und religiöse Zusammengehörigkeit zumeist in eins zusammengewachsen. Fünf Pfarrer sind es, die jahraus, jahrein ihre mühsame Kleinarbeit durchführen und mit ihren anderen Helfern in etwa 120 Kantoratsschulen für die deutschen Kinder sorgen. Diese deutschen Pächter und Siedler führen heute einen schweren wirtschaftlichen Kampf.

So mancher verlor den Grund und Boden, den ihm einſt der Vater erobert hat und dient heut in der Stadt als Tagelöhner. Die polniſche Agrarreform hat dazu noch manchem die Möglichkeit der feſten Siedlung genommen, ſodaß die Polen ſelbſt den Ukrainern das Land in die Hand ſpielten und erſt heut langſam ihren Irrtum einzuſehen beginnen. Der heiße Atem Rußlands leckt auch nach den Deutſchen!

— — Langſam ſteigen wir zu dritt, der freundliche deutſche Pfarrer in der Mitte, hinauf zur Burg, die wie eine lange Mauer nur wenige zehn Meter über Luck liegt. Eine ſchmale halsbrecheriſche Treppe, dann ſind wir oben und ſchauen im milden Licht des ſpäten Nachmittags über die weite Stadt. Ringsum hinter der Stadt verſchwimmen die Ebenen im Blau des Himmels und der Wälder. Dieſe Burg hier baute einſt im 14. Jahrhundert ein ſtolzer Litauer Fürſt. Soweit nach Süden reichte die Gewalt und die Sehnſucht der litauiſchen Herren. Seitdem gingen viele Jahrhunderte im Sturm über das wolhyniſche Land. Ruſſenheere, Koſakenregimenter, Mongolenzüge, — polniſche Schlachtizen und Napoleons erprobte Söldner durchzogen dieſes Land, das im Oſten, an der Scheide zwiſchen Polen und Rußland immer wieder der Spielball der Völker war. Seit 10 Jahren gehört es jetzt dem neuen polniſchen Staat. Aber die Spuren der vergangenen Jahrhunderte leuchten hell.

Und drüben, wo der Wald hinter der Stadt beginnt, hauſen Menſchen in Erdhöhlen, weil ſie nichts anderes mehr haben. Es ſind auch Deutſche unter ihnen. Ich weiß nicht, ob es um ihretwillen war, — oder ob es der Druck der Vergangenheit war, der ſich auf unſere Gedanken legte, als die Jahrhunderte und die Völker an uns vorüberzogen, — als wir die Stufen hinuntergingen, ſprach ſelbſt unſer fröhliche und gottgewiſſer Begleiter: „Eines Tages wird doch die Revolution kommen!“ Vielleicht erſchütterte ihn der Gedanke, daß ſo viel Völker, Männer und Namen vorübergingen, und daß nur eines dablieb, unter allen Herrſchern dablieb: Das Elend.

Unten in der Stadt aber leuchteten aus tauſend Häuſern milde und zaghaft über all Not hinweg die Sabbath-Kerzen. Als wollten ſie einen anderen Weg zeigen.

Oberſchleſien und der preußiſche Staat

Von Staatsarchivrat Dr. Loewe

Das tragiſche Erlebnis unſerer Generation, die Verſtümmelung des deutſchen Volkskörpers als Folge des unglücklichen Ausgangs des Weltkrieges hat das ſeeliſche und geiſtige Leben unſerer Tage auf das ſtärkſte beeinflußt und vielfach in neue Bahnen gelenkt, nirgends ſtärker als in den Grenzlanden, die am unmittelbarſten die Wirkungen der großen Schickſalswende zu verſpüren hatten. Noch ſtehen wir mitten in dieſer Entwicklung, deren letzte Ziele wir noch nicht abſehen können, noch iſt es nicht an der Zeit, dieſen bedeutungsvollen Wandel im Ganzen zu überſchauen, aber gewiſſe Richtungen und Tendenzen dieſes Wandels namentlich im öffentlichen Leben vermögen wir doch ſchon zu erkennen. Der Zuſammenbruch der alten ſtaatlichen Gewalten in einem Umfange, der früher kaum vorſtellbar erſchien, hat politiſches Denken und politiſche Zielſetzung vielfach erſt wachgerufen und damit dem öffentlichen Leben ſtarke, früher kaum vorhandene Antriebe gegeben. Neben die beherrſchende Idee des Staates trat die des Volkes und der Heimat, deren unzerſtörbare innere Werte dem Einzelnen in dem Augenblicke ſo recht zum Bewußtſein

kommen mußten, da alles ſtaatliche Gefüge ins Wanken gekommen war. Der aus der Idee des zentraliſierten und zentraliſierenden Staates geſchöpfte Begriff der „Provinz", dem immer etwas bureaukratiſches und ſeelenloſes anhaftete, trat zurück hinter den aus innerem Erleben gewordenen und geformten Begriff der Heimat und dieſe Pflege des Heimatgedankens hat, wie grade das Beiſpiel Oberſchleſiens zeigt, in ungewöhnlichem Maße zur Stärkung des nationalen und ſtaatlichen Bewußtſeins beigetragen.

Aus dieſer veränderten Einſtellung erwuchſen zugleich der Forſchung neue Aufgaben. Sah ſie bisher in der „Provinz" vielfach nur einen rein äußerlich zu erfaſſenden Teil des Geſamtſtaates, ſo konnte es auch im tieferen Sinne kaum eine „Provinzialgeſchichte" geben und dieſe erſchöpfte ſich demgemäß auch nur zu häufig in bloßen Ortschroniken. In der neuen Blickrichtung aber erhebt ſich die Frage: wie verhalten ſich Heimat und Staat zueinander, wie beeinfluſſen ſie ſich wechſelſeitig, welches ſind die Zuſammenhänge, aus denen heraus die Entwicklung von beiden zu verſtehen iſt? Es iſt nun von Intereſſe zu beobachten, daß dieſe Richtung geſchichtlicher Forſchung, die die Zuſammenhänge zwiſchen der Heimat und dem größeren Staatsganzen mit neuer Zielſetzung aufweiſen will, in der Zeitſpanne ſeit 1918 nirgends größere Erfolge verzeichnen kann als in den von der Kataſtrophe am ſtärkſten betroffenen Grenzgebieten. Den Südtirolern iſt durch ihre Machthaber der Mund verſchloſſen worden, aber dafür iſt, zumeiſt von Innsbruck und Wien aus, inzwiſchen eine Fülle wertvoller Arbeit geleiſtet worden, die Kultur und Geſchichte des deutſchen Landes jenſeits des Brenners aufzuhellen vermochte. Mit dem Verzicht auf Elſaß-Lothringen hat die deutſche Kulturgemeinſchaft nicht auch zugleich den Verzicht auf Beſchäftigung mit Geſchichte und Weſensart des verlorenen Landes ausgeſprochen. Ein eigenes Inſtitut der Elſaß-Lothringer im Reich, das ſeinen Sitz in Frankfurt am Main hat, leiſtet Forſchungsarbeit großen Stils, die wohl geeignet iſt, das Bewußtſein kultureller und volklicher Verbundenheit zwiſchen Altdeutſchland und dem Vogeſenlande wachzuhalten. Am Rhein hat die ſoeben erſt zu Ende gegangene Beſetzung des Landes durch unſere Kriegsgegner ohne Zweifel auf das ſtärkſte zu einer Verinnerlichung des deutſchen Gedankens und zu Vertiefung und Ausbreitung der geſchichtlichen Forſchung beigetragen. An Stelle des Begriffs der Rheinprovinz iſt der erweiterte und ſeeliſch wirkſame Begriff der Rheinlande getreten, die ſeit den älteſten Zeiten deutſcher Geſchichte in unlöslichem Zuſammenhang mit dem Geſamtvolk ſtehen. Nicht anders in den nördlichen Territorien: in Schleswig-Holſtein ebenſo wie im Gebiete des alten Ordensſtaates Preußen hat die geſchichtliche Forſchung im weiteſten Sinne des Wortes einen ungewöhnlichen Aufſchwung genommen und iſt vielfach befruchtend für verwandte Studien auch im übrigen Deutſchland geworden.

Schleſien will und wird hinter den anderen Grenzländern nicht zurückſtehen. Das Sudetendeutſchtum, das ſich ſeiner Einheit über die ſtaatlichen Grenzen hinweg bewußt geworden iſt, hat ſich große Ziele geſteckt und lange verſchüttete Quellen volklicher Gemeinſchaft wieder aufgedeckt. Ganz unmittelbar unter dem Eindruck der Zerreißung der uralten Einheit Schleſiens iſt im Jahre 1921 die Hiſtoriſche Kommiſſion gegründet worden, die die Erforſchung und Darſtellung der Geſchichte Schleſiens und ſeiner einzelnen Landesteile in allen ihren Lebensäußerungen ſich zur Aufgabe geſetzt und in den inzwiſchen verfloſſenen Jahren ſchon Bedeutſames geleiſtet hat.

Die Arbeit der Kommiſſion wird hier wie überall durch die Bemühungen Einzelner ihre Ergänzung finden müſſen. Als einen beſcheidenen Beitrag hierzu veröffentlicht der Schreiber dieſer Zeilen ſoeben eine Arbeit über „*Oberſchleſien und der preußiſche Staat*", Verlag Priebatſch, Breslau und Oppeln, zunächſt von 1740 bis zur Gründung der Oppelner

Regierung im Jahre 1815, die ein guter Kenner der Geschichte des Landes gelegentlich als das wichtigste Ereignis in der neueren inneren Geschichte Oberschlesiens bezeichnet hat. In den bewegten Tagen, die der Konstituierung der heutigen Provinz Oberschlesien vorangingen, hat die Frage nach den Leistungen des preußischen Staates für Oberschlesien eine nicht immer unbedenkliche politische Rolle gespielt: sie konnte um so leichter als politisches Schlagwort Verwendung finden, da die wissenschaftliche Forschung noch keine ausreichende Antwort auf die Frage gegeben hatte. Diese Lücke will unser Versuch ausfüllen, freilich muß er sich darauf beschränken, zunächst nur den Kreis zu umschreiben, innerhalb dessen später durch Monographieen Wissen und Urteil über diesen vielgestaltigen Fragenkomplex tiefer und sicherer zu begründen sein wird. Wie erschien Oberschlesien den Zeitgenossen? Wie vollzog sich der allmähliche Übergang aus ganz anders gearteten Lebensformen? Welches war die Entwicklung der öffentlichen Meinung? Welches persönliche Verhältnis hatte König Friedrich zu dem Lande? Welches waren die sozialen Gruppen und die Herrschaftsbezirke, auf denen sich das öffentliche Leben aufbaute? Wie entwickelte sich die Verwaltung, wie die Justiz, wie das Agrarwesen, wie das Städtewesen, welches waren die Bedingungen für die Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens, wie stellte sich der Staat zu Kirche und Schule, welche Rolle spielte im Lande das Militär? Auf diese Fragen sucht das Buch unter Verwertung von Material des Breslauer Staatsarchivs und des Geheimen Staatsarchivs in Berlin eine Antwort zu geben. In den Jahren der tiefsten Not des preußischen Staates, in der Epoche der Reform nach 1807, haben, wie ich zeigen kann, die führenden Männer des Staates das stärkste Interesse für das Schicksal Oberschlesiens bewiesen. Sie haben sich damals selbst die Frage vorgelegt, ob die alte Monarchie alles Notwendige für das Land getan habe. Die Gründe, aus denen sie zu einer negativen Antwort auf die Frage kamen, werden unserer Darstellung zu entnehmen sein, aber diese berichtet zugleich auch von dem ernsten Willen der Staatslenker jener Jahre, alles das nunmehr nachzuholen, was in Oberschlesien bisher versäumt worden war. Die Geschichtsforschung klagt nicht an, sondern sie erklärt, und es würde der beste Lohn meiner Arbeit sein, wenn sie dazu beitrüge, eine vielfach politisch umstrittene Frage zur Höhe vorurteilsloser und wissenschaftlich gestützter Betrachtung emporzuführen.

Deutsche Kulturpflege in Ostoberschlesien. 1929/30

Von Viktor Kauder-Kattowitz

Alle Kulturarbeit baut auf Voraussetzungen auf und nur bei ihrer Erfüllung ist Erwachsenenbildung überhaupt möglich. Zum ersten bedarf sie als Hauptvoraussetzung einer guten, deutschen Volksschule, da zum Beispiel deutsche Bücher ohne gründliche Erlernung der deutschen Sprache kaum auswertend gelesen werden können. Man kann ruhig sagen, daß ohne deutsche Schule Erwachsenenbildung unmöglich ist. Die zweite Bedingung ist eine gesicherte wirtschaftliche Existenz des deutschen Menschen, den die Kulturpflege erfassen will. Obwohl sich zeigt, daß der wirtschaftlich in Gefahr gekommene Mensch nicht selten beim deutschen Buche oder bei kulturellen Veranstaltungen Tröstung und wohl auch neue Einstellung sucht, kann dies Verhalten doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß auf die Dauer ein gedeihliches Arbeiten nur bei Sicherung von Boden und Existenz möglich ist. So hängt also Volksbildung auch mit wirtschaftlichen Fragen zusammen. Und auch mit der Politik hat sie insofern zu tun, als die deutschen Vertreter durch ihre kluge Politik ihr freie Bahn schaffen müssen, dem deutschen Menschen aber die Lebensmöglichkeit sichern müssen. So selbstverständlich diese Voraussetzungen erscheinen, so weiß doch jedermann, daß ihr

Erfüllung im Auslandsdeutschtum nicht leicht, manchmal überhaupt nicht möglich ist. Diese Sachlage beleuchtet die mitunter sehr schwierige Lage der Bildungspflege unter den Deutschen im Auslande. Hinzu kommt, daß die Staatsbehörden in den seltensten Fällen diese deutsche Kulturpflege unterstützen, vielmehr meistens ihre Aufgabe darin sehen, sie zu hindern. In dieses Kapitel gehört die Erschwernis der Erteilung der Einreiseerlaubnis für deutsche Vortragende, Dichter und Professoren, die nur fallweise Genehmigung von Veranstaltungen durch die örtlichen Machtfaktoren, die Besteuerung von kulturellen Veranstaltungen durch die Magistrate, die erst manchmal durch lange und schwierige Verhandlungen hintangehalten werden kann und viele Veranstaltungen durch die Höhe der erhobenen Steuer unmöglich macht. Aus allen diesen Umständen ist es klar, daß die Einhaltung einer ideengetragenen, zielgerichteten Linie und eines bildungspflegelich zu bejahenden Niveaus in der auslandsdeutschen Kulturarbeit nicht leicht ist. Wenn in den folgenden Zeilen von nicht unbeträchtlichen Erfolgen dieser Arbeit in Polnisch-Schlesien berichtet werden kann, so deutet dies darauf hin, daß der Lebenswille des deutschen Volksteils, der durch seine Beteiligung die Arbeit überhaupt erst ermöglicht und aus den Einnahmen ihre Durchführung gestattet, trotz aller Bedrängnis ungebrochen ist. Ebenso kann festgestellt werden, daß das Niveau der Arbeit hinter der bildungspflegelich gegründeten Arbeit des Reiches nicht zurücksteht, was für den Kulturwillen breiter Schichten des Deutschtums erfreuliches Zeugnis ablegt.

Der Deutsche Kulturbund für Polnisch-Schlesien, die umfassende kulturelle Organisation der Deutschen der Wojewodschaft, nimmt in der kulturellen Arbeit die führende Stelle ein. Er ist auch in diesem Berichtsjahre organisatorisch weiter gewachsen, da sich der Verband der Einheitsstenographen und der Verband evangelischer Kirchenchöre neu angeschlossen hat. So schließt er jetzt bereits 25 große Verbände zusammen.

Der Zyklus der Wissenschaftlichen Veranstaltungen wurde im Berichtsjahr eröffnet durch die 4. Deutsche Hochschulwoche in Bielitz, die in zwölftägiger Dauer unter dem Thema „Deutsche Kultur der Gegenwart" behandelte:

1. Deutsche Kunst der Gegenwart. (Hofrat Prof. Dr. Strzygowski, Wien). 2. R. M. Rilke, E. G. Kolbenheyer und die deutsche Dichtung der Gegenwart. (Priv.-Doz. Koch, Wien). 3. Deutsche Musik der Gegenwart. (Prof. Dr. Müller-Blattau, Königsberg). 4. Deutsche Pädagogik der Gegenwart. (Prof. Dr. Müller-Freienfels, Berlin). Die für Kattowitz geplante Hochschulwoche mußte wegen Einreiseschwierigkeiten mehrerer Vortragenden ausfallen. Festliegen bereits für September 1930 eine 5. Woche für Bielitz unter dem Leitgedanken „Die Lage der Gewart", auf der sprechen werden: 1. Prof. Dr. H. Eibl, Wien über: „Die geistige Lage in Europa". 2. Prof. Dr. Müller-Freienfels, Berlin, über: „Die gesellschaftlich, sittliche und religiöse Lage". 3. Prof. Dr. Utitz, Halle, über: „Die künstlerische Lage der Gegenwart" und 4. Prof. Dr. Günther, Innsbruck, über: „Die deutsch-politische Lage in ihren europäischen und weltpolitischen Zusammenhängen" und eine 6. Woche in Kattowitz, die „Europäische Schicksalsfragen" aufrollen soll. Als erster wird bei dieser Veranstaltung sprechen Prof. Dr. Müller-Freienfels, Berlin, über: „Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur in ihrer Bedeutung für Europa", als zweiter Prof. Dr. Willy Hellpach, ehemals badischer Staatspräsident über: „Probleme des Westens" a) Die deutsch-französische Frage, b) Der Rheinische Randstaatengürtel, c) Das Problem der Demokratie, als dritter Prof. Dr. G. Mehlis, Freiburg i. B., über: „Fragen des Südens. Das Problem des Faschismus, als vierter Prof. Dr. O. Hoetzsch, Berlin, über: „Fragen des Ostens" a) Rußland, b) Polen und die baltischen Randstaaten, c) Das Problem des Bolschewismus, als fünfter zum Beschluß Prof. Dr. M. Spahn, Köln, über:

„Paneuropagedanken und die europäische Minderheitenfrage". Selbstverständlich werden alle diese Fragen von der geistigen und nicht so sehr von der politischen Seite angefaßt werden. Für den Herbst ist Pater Przywara S. J. zu einem Vortrage über: „Die geistige Lage der Gegenwart" gewonnen worden. Des weiteren wird sich dadurch, daß die Warschauer Universität deutsche Professoren zu Vorträgen verpflichtet, die Möglichkeit ergeben, diese Herren hie und da auch für Kattowitz zu gewinnen, wobei dann allerdings nur uns Deutsche wirklich berührende Fragen behandelt werden sollen. Am 1. April sprach Dr. Rudolf Roeßler, Herausgeber der Zeitschrift „Das deutsche Nationaltheater" und Direktor des Bühnenvolksbundes über „Theater und Volk" und erörterte in grundlegender, sprachlich und gedanklich gleich tiefer Weise die Ursachen der Theaterkrise. Für die Hochschulwochen erscheinen Einführungshefte mit Aufsätzen der Professoren und Angaben weiterführender Bücher, die das Gehörte verankern sollen. All diese wissenschaftlichen Vorträge und Reihen versuchen lebenswichtige Fragen, die alle irgendwie berühren, aufzurollen und zu klären, Handhaben für die weitere Vertiefung zu bieten.

Als eine seiner vornehmsten Aufgaben sieht der Deutsche Kulturbund die Pflege deutscher Dichtung an. Aus diesem Grunde hat er im abgelaufenen Berichtsjahr eine Reihe von Dichterabenden veranstaltet. Als erster las Rudolf Fitzek aus seinem, unterdessen mit Erfolg in Würzburg und Gera aufgeführten Stück „Minderheit" vor einem geladenen Gästekreis, dann im November 1929 Walter von Molo aus seinem neuen Roman „Die Scheidung" und aus dem „Bobenmatz". Die jüngste Dichtung kam durch Klaus Mann Anfang 1930 zu Worte. Einen sinnvollen Abschluß fand die Reihe durch Wilhelm von Scholz. In Zukunft werden diese Dichterabende nur einmal im Vierteljahr stattfinden und zwar werden als Nächste lesen oder sprechen R. G. Binding, Leo Weismantel, Wilhelm Schäfer, Thomas Mann, Hermann Stehr, E. G. Kolbenheyer. Leider muß festgestellt werden, daß die in gehobener Lage lebenden Schichten des oberschlesischen Deutschtums, die sich als Kulturträger empfinden, für diese geistige Mitarbeit erfordernden Veranstaltungen beschämend wenig Interesse zeigen. Kreise, die man mehrmals bei den Aufführungen der „Tegernseer" sehen konnte, fühlen keinerlei Verpflichtung, selbst für sie mit keinerlei Kosten verbundene Veranstaltungen geistiger Art zu besuchen. Es muß festgestellt werden, daß diese Tatsache nicht auf den Veranstalter oder den Vortragenden zurückfällt, sondern das geistige Bedürfnis dieser Schichten in eigenartiger Beleuchtung zeigt.

Um dem gesunden Spannungsbedürfnis und dem Erlebnisdrang des oberschlesischen Menschen nachzukommen, wurden eine Reihe von Veranstaltungen durchgeführt oder sind noch vorgesehen, die diesem Belange in wertvoller Weise Rechnung tragen. So plauderte Ende Januar 1930 Max Geisenheyner lebendig über die „Weltfahrt mit dem Zeppelin" in Bielitz, Kattowitz und Königshütte, so berichtete Anfang April Dr. Franz Behounek in denselben Städten über seine Erlebnisse mit der Nobileexpedition. Anfang Mai wird Max Valier, der Erfinder des Raketenantriebs in Bielitz, Myslowitz, Kattowitz und Königshütte über „Fahrt und Flug mit Raketenkraft und den Vorstoß in den Weltenraum" sprechen. Auch hier geht deutsche Tatkraft voran. All diese Vorträge, die durch Lichtbilder erläutert, sich eines großen Zuspruchs erfreuten, hatten den Nebenzweck, die für die Arbeit des Kulturbundes nötigen Mittel aufzubringen. Alle vor- und nachfolgend genannten Veranstaltungen des Deutschen Kulturbundes müssen sich selbst erhalten.

In der Reihe der Schulungskurse, die Anregungen für die Vertiefung der Vereinsarbeit geben sollen, und an denen junge Menschen aus allen Lagern und aus vielen Orten Oberschlesiens teilnehmen, wurde in der Zeit vom 18.—24. November 1929 ein Puppenspielkursus

mit 68 Teilnehmern unter der Leitung des Führers der niederdeutschen Puppenspiele, Werner Perrey, Kiel, durchgeführt. Bei diesem Kurs wurde eine große Puppenbühne (3×2 m) erbaut, die mit Kulissen und Rampenlicht ausgestattet ist. Da auch 10 Puppen, von einem deutschen Bildhauer hergestellt, zur Verfügung stehen, ist die Bühne verleihbar und hat schon eine Reihe von Veranstaltungen ermöglicht. Im Februar 1930 fand unter Leitung von Dr. med. Oswald Fladerer, Brünn ein Zweiter Volkstanzkurs mit 120 Teilnehmern statt. Vom 26. April bis 3. Mai 1930 wird unter Leitung des akad. Musiklehrers Robert Treml, Linz, eine Abendspielwoche für Laute und Guitarre in Kattowitz abgehalten, der eine weitere in Bielitz folgt; zu Pfingsten findet im Jugendheim Anhalt eine ganztägige 2. Führersingwoche unter Leitung von Oskar Fietz, Wien, statt. Für den Herbst ist ein 2. Sprechchorkursus, ein dritter Laienspielkursus und eine 7. Abendsingewoche geplant. Wir können mit Freude feststellen, daß unsere Anregungen sowohl von katholischen, wie evangelischen Kreisen aufgegriffen wurden und daß durch Weiterführung der Arbeit in Singwochen, Laienspielkursen und Schulungskursen erfreuliche Fortschritte einer vertieften Bildungspflege zu verzeichnen sind. Die Wirkungen der von uns ausgestreuten Anregungen lassen sich bis nach Galizien und Posen-Pommerellen verfolgen. Das dem Kulturbund angeschlossene Musikamt hat in der kurzen Zeit seines Bestehens (etwas über ein Jahr) für mehrere Tausend Mark Noten unter der singenden Jugend verkauft. Das Liederbuch „Der singende Quell" wurde in über 500 Exemplaren vertrieben.

Das neuerbaute Jugendheim in Anhalt wurde am 4. Mai durch einen Deutschen Jugendtag — es waren über 400 Jugendliche anwesend — eingeweiht und der wandernden Jugend zur Benutzung übergeben. Das Jugendheim in Althammer wurde neu hergerichtet.

Die Einrichtungen der Geschäftsstelle (Laienspielbücherei- und Beratungsstelle, Lichtbildstelle, Vortragsvermittlung) haben weiteren Ausbau erfahren. Die Bestände sind durch drei umfangreiche besprechende Verzeichnisse erschlossen. Daß der Umfang der Arbeit groß ist, beweisen die Zahlen folgender Statistik:

Die Vermittlungsstelle für Einzelvorträge wurde rege benutzt. Genaue Zahlen lassen sich nicht geben, da die Veranstalter sich meistens direkt an die Vortragenden wenden. Von den vorhandenen 766 Schriften der Laienspielberatungsstelle waren 722 Bände in 199 Fällen verliehen. Was aber besonders wichtig ist, ist der Umstand, daß die ausgeliehenen Spiele durchweg wertvolles Spielgut darstellen, während früher die Vereinsbühnen mit diesem vorhandenen, guten Spielmaterial überhaupt nicht bekannt wurden. In der Lichtbildstelle wurden verliehen 213 Glasbildreihen (davon 91 an Schulen) und 305 Filme (davon 151 an Schulen), insgesamt also 518 Lichtbildserien samt Texten (davon 242 an Schulen). Die zwei Glasbildapparate wurden 57 mal, die drei Filmapparate 89 mal, sodaß die Apparate also 146 mal ausgeliehen waren, was jedermann wohl als reichliche Nutzung wird ansprechen müssen. Diese Abteilung wird in ihrem Material weiter ausgebaut. Diese Arbeit dringt in viele kleine Orte Oberschlesiens. Von der Geschäftsstelle selbst (durch Herrn Boidol) wurden im Berichtsjahre durchgeführt ein Einführungskurs für die Handhabung der Lichtbildapparate, 12 Märchenabende und 23 heimatkundliche Vorträge.

Der Bildkalender „Ost-Oberschlesische Heimat" ist in seinem zweiten Jahrgang schon Mitte Dezember vergriffen gewesen. Die Auflage des nächsten Jahrgangs muß erhöht werden. Im vierten Jahrgang soll er zu einem Kalender für das Gesamtdeutschtum in Polen ausgebaut werden.

Die Büchereiarbeit des Berichtsjahres war organisatorisch durch das weitere Vordringen in kleine und kleinste Ortschaften gekennzeichnet. Es wurden Büchereien errichtet in Orzesche, Piasek, Kreis Lublinitz, Pfarr, Zasdrose, Janow, Gottschalkowitz, Kunzendorf, Lesezirkel in Radoschau, Paulsdorf, Bytkow, in Oberschlesien. In Ostschlesien in Lobnitz, Matzdorf, in Galizien in Stebnik, Stanin, Engelsberg, Neu-Kupnowice, Mühlbach-Sokolowka, Neu-Olekschice, Biala-Leszcin. Aber auch zwei große Büchereien konnten neu aufgebaut werden in Bismarckhütte (derzeit 732 Bde., 171 Leser, 3096 Bde. Ausleihe, alles dies in vier Monaten. Die Bücherei befindet sich weiter in schneller Aufwärtsentwicklung) und Königshütte-Süd (932 Bde., 250 Leser, 6165 Bde. Ausleihe. Auch diese Bücherei wird noch weiter wachsen). Für Ruda wird an die Neuorganisation einer öffentlichen Bücherei herangegangen, auch Pleß muß belebt werden. In Laurahütte steuert die Bücherei auf das erste Tausend Bestand zu. Dann wurden die Schülerbüchereien an den deutschen privaten Volksschulen in unseren Betreuungsbereich einbezogen. Der Umfang der Arbeit ist dementsprechend sehr groß, was die Statistik in folgenden Zahlen erkennen läßt: Die Zahl der Büchereien beträgt am 1. 4. 1930
264 Büchereien und 24 Lesezirkel. Davon befinden sich in Oberschlesien 92 Standbüchereien, 65 Schülerbüchereien und 21 Lesezirkel, in Ostschlesien 16 Standbüchereien und 12 Schülerbüchereien, in Galizien 74 Standbüchereien, 5 Schülerbüchereien und 3 Lesezirkel für die Hochschülervereine in Krakau, Warschau und Lemberg. Der Größenordnung nach befinden sich darunter eine Bücherei von über 10 000 Bänden (Bücherei für Kunst und Wissenschaft 12 206 Bde.), 4 von über 5000 Bänden, 6 von über 3000 Bänden, 19 von über 1000 Bänden, 14 gegen 1000 Bde. Der Rest bewegt sich in der Größenordnung zwischen 100 und 600 Bänden. Der Gesamtbücherbestand ist trotz des Zuwachsens der weiter unten angegebenen neuen Bücher durch den nun schon einsetzenden großen Verschleiß mit 120 000 Bänden gleichgeblieben. Die Ausleihe hat wieder über eine Viertel Million Bände erreicht. Die Leserzahl ist trotz Abwanderung, durch die Gewinnung neuer Leser, mit etwas über 20 000 eingetragenen Lesern gleichgeblieben. Da die Unsitte des Mitlesens der ganzen Familie, die die Bücherei um ihre geringen Einnahmen bringt, nicht abzuschaffen ist, darf die Leserzahl ruhig auf den doppelten Wert von 40 000 Menschen angesetzt werden. Die Lieferungen des Verbandes deutscher Volksbüchereien in Polen betrugen im Berichtsjahre 11 472 Bde. an neuen Büchern, darunter 6214 unterhaltenden Inhalts, 2719 belehrenden und wissenschaftlichen Charakters und 2539 Jugendbücher. Diese Summe umfaßt in diesem Jahre nur umfangreiche Werke. Da das Lager des Verbandes immer mehr mit den im Katalog „Die deutsche Bücherei in Polen" verzeichneten Büchern gefüllt wird, gibt diese Zahl auch einen qualitativen Wertmesser. An Karteimaterial wurden 48,105 Einheiten geliefert. Darunter befinden sich 16 042 Buchkarten, 9490 Katalogkarten, 1600 Manuskriptkarten, 1330 Leserkarten, 3150 Lesehefte, 2250 Erklärungskarten, 6550 erstmalige Mahnkarten, 1700 zweite Mahnungen, 4700 Stempelblätter, 500 Vormerkungen, 777 Leitkarten, 10 Zugangslisten und 6 Leserlisten. Außerdem wurde der Bücherei Myslowitz eine ganze Rolle Papier, den kleineren Büchereien 842 m Papier geliefert.
An Bucheinbänden wurden hergestellt 3043 Bde. Beim Buchbinder befinden sich noch 1100 Bde. An 124 mit Konten geführte Büchereien wurden geliefert Bücher für 39 795 Zloty, an die Bücherei für Kunst und Wissenschaft für 8000 Zloty, an die Volksbücherei Kattowitz für 7460,28 Zl., schätzungsweise an die nicht mit Konten geführten Büchereien für 10 000 Zloty. Das ergibt den Gesamtbetrag von 65 255,96 Zloty. Hiervon wurden zurückgezahlt 37 160,66 Zloty. Es bleibt somit eine Restschuld von 28 095,30 Zloty.

Der Schriftverkehr ergibt 1232 Eingänge und 2002 Ausgänge. Lieferungslisten wurden 480 ausgeschrieben, Pakete 335 ausgesandt. Es bleibt ein Lagerbestand von 1574 Büchern unterhaltenden Inhalts und 1427 belehrenden. Zu diesem Bestand müssen gerechnet werden die noch beim Buchbinder sich befindenden 1100 Bände und 500 Bände, die aus einem Umtausch älterer Werke in Kürze dem Bestande zufließen. Das ergibt einen Lagerbestand von 4601 Bänden. Subventionen wurden im Berichtsjahre gewährt von der Stadt Kattowitz 4000 Zloty, von Königshütte 2000 Zl., welche der Literarischen Vereinigung Königshütte zu Gute kamen, von Tarnowitz 1000 Zl., von Loslau 100 Zl., von Friedenshütte 250 Zloty für die Schülerbücherei der Minderheitsschule. Insgesamt also 7350 Zloty. An Spenden flossen uns zu 1134 Bände vom V. D. A. und 50 Bände von Direktor W. Scheffen. Für 2000 Mk. konnten Bücher an die Büchereien Lemberg, Stryj, Stanislau (Gymnasium, Volksbücherei und Zöcklersche Anstalten) und an die Hochschülervereine in Krakau und Lemberg geliefert werden. Der Leihverkehr mit wissenschaftlichen Bibliotheken des Reichs wurde benutzt von 21 Entleihern, die 69 Bände anforderten. Die Bücher dienten der Unterstützung von Doktorarbeiten. Auch heuer wieder konnten 1000 Fibeln und 500 Kalender verteilt werden. Dank des Entgegenkommens der Verwaltung des „Landwirtschaftlichen Zentralwochenblattes" sind wir in der Lage, 20 galizischen Kolonien diese Zeitschrift kostenlos zu liefern. Da die Geldmittel beschränkt und nicht entsprechend der größeren Zahl zu versorgender Büchereien gewachsen sind, ist es nur durch Erschließung billiger Einkaufsquellen möglich gewesen, den Anforderungen nachzukommen. Die Bücher werden nur in Broschur oder Rohbogen angekauft und bei uns aufgebunden, was eine Ersparnis von 15 % des Buchpreises ergibt. Außerdem ist der hergestellte Büchereieinband haltbarer. Wir können mit Stolz feststellen, daß wir bis jetzt jedem Wunsche unserer Büchereien nachkommen konnten.

Das Hauptgewicht der Arbeit lag aber auch in diesem Jahre auf der Vertiefung der Büchereiarbeit. Der Bestandsaufbau wird, da das Lager des Verbandes immer mehr mit den im Katalog „Die deutsche Bücherei in Polen" verzeichneten Büchern aufgefüllt wird, systematisch weitergeführt. Die Büchereien kaufen ihre Bücher nur bei und durch den Verband. Daß es im Anfang nicht leicht war, das Leseniveau zu heben, wird jedem Kundigen einleuchten, daß das Durchhalten belohnt wurde, zeigen die Verzeichnisse der meist gelesenen Bücher und die zunehmenden Leserzahlen. Im Berichtsjahre wurden 7 Kataloge herausgebracht und zwar der Auswahlkatalog „Die deutsche Bücherei in Polen", der ca. 1000 Bände in kurz besprechender Form, den Bedürfnissen unserer Lage angemessen gegliedert, verzeichnet, außerdem eine Anleitung zum Auf- und Ausbau der Büchereien gibt, ein besprechender Nachtragskatalog der Volksbücherei Tarnowitz und 5 Nachtragskataloge zu den einzelnen Fachkatalogen der Bücherei für Kunst und Wissenschaft. In Bearbeitung befinden sich der Katalog der Volksbücherei Kattowitz und Myslowitz. Die Zeitschrift „Schaffen und Schauen" hat in zwei größeren Arbeiten (Dr. W. Schuster „Das deutsche Büchereiwesen in seiner Bedeutung für den geistigen Aufbau des deutschen Volkes" und Büchereidirektor Plage „Literatur und Lebensgestaltung" und mehreren kleinen Aufsätzen die geistige Weiterführung versucht. Abdruck von Programmen für Vorlesestunden und der „Bücherfreund", mit seinen Besprechungen aller für Volksbüchereien wichtigen Neuerscheinungen, dienten gleichfalls einer tieferen Fundierung der Arbeit. Drei Büchereitage, die gut besucht waren und von denen der eine der Einweihung des neuerbauten Büchereigebäudes in Kattowitz diente, behandelten Einzelfragen des Büchereiwesens. Mit dem neuen Geschäftsjahr wird auch eine intensivere Bereisung der Büchereien möglich werden, sodaß an Ort und Stelle mit Rat und Tat wird eingegriffen werden können. Im übrigen ist der Verband über den Bestand der Büchereien stets unterrichtet, da er über jede Lieferung Listen zurückbehält.

In der Reihe der 2 Ostdeutschen Heimatbücher ist der dritte Band „Sagen der Beskidendeutschen" erschienen. 1931 erscheint als Bd. 4 der Bild- und Aufsatzband „Ost-Oberschlesische Heimat". In der Reihe der „Ostschlesischen Heimathefte" erscheint wahrscheinlich noch in diesem Jahre als Folge 4 das „Zweite Ostschlesische Volkstanzheft". Eine neue Reihe „Beiträge zur oberschlesischen Geschichte" soll noch in diesem Jahre mit einer Arbeit über Christian Ruberg zu erscheinen beginnen.

Der Zusammenhang zwischen dem Büchereiwesen und den übrigen bildungspflegelichen Einrichtungen ist ein enger, da immer in den Veröffentlichungen der einen auf die zur Verfügung stehenden Bildungsmittel der andern hingewiesen wird. Wir dürfen feststellen, daß unsere zielgerichtete Bildungspflege in organischem Wachstum sich den Verhältnissen unseres Deutschtums vollkommen angepaßt hat, daß sie von weiten Volkskreisen als lebensnotwendig empfunden und von reger Teilnahme getragen wird.

Die Entwickelung des Gemüsebaues in Bauerwitz

Von Anton Czepannek-Bauerwitz, Schüler des Leobschützer Gymnasiums

Über die Entstehung und die langsame Entwickelung des Gemüsebaues in Bauerwitz gibt es keine Urkunden. Selbst die Stadt-Chronik berichtet uns nichts darüber. Ich war gezwungen, die alten Stadtbürger, Johann und Julius Melzer und Totengräber Anton Mosler, über den Gemüsebau in seinen Anfängen auszufragen.

Im Jahre 1859 baute der Häusler Florian Wieczorek als erster in Bauerwitz Frühgemüse an. Er war von Beruf Weber. Mit seinen Erzeugnissen fuhr er auf die Wochenmärkte nach Ratibor. Die Heimweberei soll schon damals nicht viel eingebracht haben. Durch freundschaftlichen Verkehr mit den wohlhabenden Ratiborer Gemüsegärtnern und dem herrschaftlichen Gärtner von Rakau soll er sich nach Aussage der noch lebenden Gärtnereibesitzer Julius und Johann Melzer für die Gartenbaukulturen interessiert haben. Ratiborer Gärtner rieten Florian Wieczorek, Gemüsebau zu betreiben, und sollen ihn im Bau von Glasfenstern und Frühbeetkästen unterwiesen haben. Wieczorek legte auf seinem Hausgarten zunächst nur einige Glaskästen an und pflanzte Salat, Gurken und Blumenkohl. Seine Versuche waren gleich mit Erfolg gekrönt. Ein Schock zeitiger Salat brachte, in Reichsmark umgerechnet, 4 Mark, ein Schock zeitige Gurken 18 Mark, das Schock Blumenkohl 15 Mark.

Der Messerschmied Emanuel Herrmann und der Landwirt Franz Kurzidim sahen es nicht gern, daß ihr Nachbar auf so leichte und schnelle Weise sich zu einem wohlhabenden und angesehenen Stadtbürger emporarbeitete. Sie entschlossen sich, ihm das Kunststück nachzumachen. Statt der üblichen Kartoffeln standen bald auch hinter ihren Häuschen Glaskästen mit Salat, Gurken und Blumenkohl. Diese Gartenbaubetriebe mußten schon am Anfang der 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts bestanden haben. Unser Totengräber erzählt nämlich, daß ungarische Überläufer 1866 den sparsamen Messerschmiedemeister zu ärgern pflegten. So sollen sie öfters bei Nacht seine teuren Gurken besucht haben.

Nach dem österreichischen Kriege legten Franz Killinger und Johann Melzer im jetzigen Stadtteil Jernau Frühbeete an. Beide bepflanzten schon ungefähr je einen Morgen unter Glas. Der Weber Julius Melzer hatte als Besatzungssoldat nach dem deutsch-französischen Kriege von

1870—71 die französischen Gartenbaukulturen kennen gelernt. Nach seiner Rückkehr legte er die Frühbeete schon sachgemäßer an. Der Nachfolger des Killingerschen Gärtnerei-Betriebes war ein gewisser Badziura, der in einem badischen Regiment gedient haben soll. Aus Baden brachte er besseren Gurkensamen. Er verheimlichte aber bis zu seinem Tode den Namen dieser Gurkensorte. In Kürze sollen deshalb unsere Gurken, welche schon die Gemüsehändler im allgemeinen als „Bauerwitzer" Gurken kennen, amtlich so benannt werden.

Es wurde mir erzählt, daß einige Gärtner aus Furcht vor Konkurrenz ihre Erfahrungen in der Behandlung der Gemüsearten und im Bau von Glaskästen nicht einmal mit ihren Nachbarn oder Brüdern freiwillig austauschen wollten. Durch unverhofften Besuch oder durch heimliches Spähen durch die Luken des hohen Bretterzaunes lauschte man allmählich den Betreffenden die Kunstfertigkeiten im Gemüsehandwerk ab.

1873 ließ sich Sanitätsrat Dr. Proske ein Glashaus errichten, um Frühgemüse herstellen zu können. Er beabsichtigte nämlich mit Hilfe von Stadtgeldern den Bau eines Krankenhauses verbunden mit einer Irrenanstalt und wollte das Gemüse für die Kranken selbst ziehen. Sein Plan scheiterte aber an der übergroßen Kurzsichtigkeit der damaligen Stadträte. Das Glashaus stand daraufhin unbenutzt da, bis es schließlich von Tschech, dem nächsten Besitzer des Proskeschen Grundstückes, entfernt wurde.

Die Zahl der Gärtnereien stieg infolge der ungünstigen Lage der Handwerker. Die Maschinen hatten ihnen allmählich ihr sicheres Brot genommen. Dadurch wurden die Seiler, Schuhmacher, Messerschmiede, Weber usw. gezwungen, sich in der Ziegelei, der Zement- oder Zuckerfabrik zu beschäftigen. Früher waren sie freie Handwerksmeister mit Gesellen und Lehrlingen, jetzt unangesehene Untergebene, die einen Tagelohn von nur 0,70 bis 1 Mark erhielten. Das mußte sie kränken. Sie sahen die Gärtner immer wohlhabender werden. Deshalb nahm einer nach dem anderen Abschied vom Fabrikherrn, um als Gärtner die alte Ehrenstellung wieder zu erlangen. Noch heute leben eine Anzahl solcher Handwerker als Gärtnereibesitzer, z. B. die Weber Johann und Julius Melzer, Schuhmacher Peter Perschke, Schuhmacher Oerlig, Tischlermeister Breuer u. a. In den 80- und 90er Jahren war der Zustrom zur Gärtnerei von seiten der Handwerker am größten. Aber der Grund und Boden, den sie besaßen, war zu klein. Es war ein neues Problem zu lösen. Wie verschaffe ich mir einen ausreichenden Garten, um bei so großer Konkurrenz angenehm leben zu können? Wie bekam man ihn? Einige Gärtner kauften ihren Nachbarn die Obstgärten ab. Die Bäume wurden herausgehackt, unverbrauchte Erde angefahren und Frühbeete angelegt. So stehen heute, besonders im Stadtteil Jernau, vereinzelt „Häuser", deren Besitzer sich sogar ihr Suppengrün vom guten Nachbarn erbetteln müssen.

Am rechten Zinnaufer dehnten sich teilweise breite Sümpfe aus. Durch Trockenlegung und durch Anfahren von Schutt und Erde eroberte man so gleichfalls Gartenland. Dieser Prozeß dauerte lange Jahre. An manchen Stellen ist er bis heute noch nicht beendet, denn bei Gewitterregen bilden sich dort wieder kleine Teiche.

Ferner wurden nahe gelegene Ackerfelder gekauft, um sie in Gartenland zu verwandeln, wenn die Hausgärten sich nicht vergrößern ließen. Dabei mußte man bis heute den Nachteil in Kauf nehmen, in den Sommernächten dort zu wachen, um vor Diebstählen gesichert zu sein. Solche Gärten liegen an der Feldstraße Jernau-Eiglau. Sie wurden noch vor dem Weltkriege angelegt. Unsere Gärtner waren bemüht, möglichst zeitiges Frühgemüse herzustellen, weil es am besten bezahlt wird. Deshalb wollte man den Mißtbeeten künstlich nachhelfen. Im Jahre 1904 stellte ein Monteur der Fa. Mehlhorn aus Schweinfurt dem Gärtnereibesitzer Badziura und 1905 dem

Weber Johann Melzer eine Warmwasserheizungsanlage auf. Dadurch konnten 4 Frühbeetkästen sogar im strengsten Winter auf die für das Wachstum nötige Wärme gebracht werden. Die Heizungsanlagen bewährten sich nicht. Die Wärme entwich zu schnell durch die vielen Fugen der aus Brettern hergestellten Frühbeetkästen.

Außer wenigen Neubauten begann jetzt ein Stillstand in der Weiterentwickelung des Gemüsebaues. Man schreckte teils vor der großen Anzahl der Gärtner zurück, teils trugen der Weltkrieg und seine Folgen viel zum Stillstand in der Weiterentwickelung unseres Gemüsebaues bei. Auch fehlte für Gemüsebau geeignetes Gelände. Hier gerade hakte 1927 die Regierung ein. Das zeigte sich beim Verkauf des landwirtschaftlichen Gutes der Zuckerfabrik an die Siedlungsgenossenschaft. Jetzt wurde naher Acker für Gartenzwecke zur Verfügung gestellt. 18 Land-(Siedlungs-)Häuser mit je 2 Morgen Gartenland und 4 Morgen Feld wurden errichtet. Bei der geringen Anzahlung und der auf 38 Jahre verteilten niedrigen Abzahlung von 25 Mark monatlich war es auch weniger Bemittelten vergönnt, Gartenbau zu betreiben. Die Regierung hatte die große Bedeutung des Gemüsebaues in Bauerwitz besonders für Oberschlesien erkannt. Sie war deshalb auch bestrebt, die alten Gärtnereibetriebe zu fördern. Dem Gartenbaubetriebe Josef Pendzialek & Co. war es so ermöglicht worden, im Frühjahr 1927 mit Reichskredit ein holländisches Blockhaus errichten zu lassen. Mit seinen 1200 qm gilt es noch heute als das größte in Oberschlesien. 1928 folgten weitere Bauten von ungefähr je 600 qm Größe, die von der Breslauer Gewächshaus-Fabrik Fleischer ausgeführt wurden. Die heizbaren Glashäuser bewährten sich. Im Frühjahr 1929 betrug ihre Gesamtfläche schon gegen 7000 qm. Sie wurden größtenteils mit Tomaten bepflanzt. Ungefähr 300 qm dienten für den Anbau der langen, zarten Glashausgurken.

Wie vollzog sich der Absatz?

Die ersten Gärtner bepflanzten zunächst nur wenige Kästen mit Salat, Blumenkohl und Gurken. Im Freilande wurden noch Weiß-, Rot- und Welschkohl, aber auch Spargel, Petersilie und Sellerie angebaut. Spargelpflanzen soll die Ratiborer Firma Schlieve-Frank geliefert haben. Josef Czech hatte aus Liebhaberei seinen Garten in eine Spargelanlage umgewandelt. Totengräber Mosler erzählt, daß auf eine Wette hin auf Czechs Grabe sogar Spargel wachsen mußte. Mühelos verkauften die damaligen Gärtner ihre Waren. Unsere Bauern nahmen gern das Frühgemüse ab. Was davon übrig blieb, und das Freilandgemüse holten Leobschützer, Jägerndorfer und Ratiborer Händler. Ein gewisser Salinger aus Jägerndorf nahm mit Vorliebe Bauerwitzer Frühsalat. Zum Gelächter unserer Gärtner stopfte er die Salatköpfe in große Säcke. Von Ratiborer Händlerinnen wären zu erwähnen die Frauen Heinisch, Kudznik, Lipinski und Constanze Pritsch. Diese bezahlte die schönen Blumenkohlrosen am besten.

Eine Änderung trat in den 80er Jahren ein, als die Hausgärten zu klein geworden waren. Die meisten Bauerwitzer Gärtner fuhren jetzt selbst ihre Erzeugnisse mit Handwagen auf die Wochenmärkte nach Leobschütz und Cosel, um den vollen Lohn für ihre Arbeit zu erhalten. Wohlhabendere mieteten sich ein Pferdegespann und versorgten sogar Neustadt mit Gemüse.

Ein bis zwei kostbare Tage gingen durch das Überlandfahren unseren Gärtnern verloren. Wenn die Händler besser gezahlt hätten, würden ihnen die meisten Gemüsegärtner die Ware wieder abgegeben haben. Da kam ihnen das rasche Anwachsen der Oberschlesischen Industriebevölkerung zugute. Die Händler kamen wieder, und besonders Kattowitzer und Königshütter Gemüsehändlerinnen sicherten sich in den 90er Jahren in Bauerwitz allmählich mit ihren Höchstpreisen die Lieferungen. In den Jahren um 1900 gelangten unsere Gärtner sichtbar zu Wohlhabenheit.

Ein großer Teil von ihnen kaufte sich einige Morgen Ackerland, ließ sich Scheune und Stallung erbauen und betrieb Landwirtschaft als Nebenberuf. Unsere schuldenfreien Gärtnereibetriebe wurden daraufhin von gewisser Seite bis heute angefeindet. Gewiß mit Unrecht. Im Sommer muß die ganze Gärtnerfamilie tüchtig zupacken. Es ist hervorzuheben, daß bis jetzt außer bei Julius Melzer, Josef Mucha und Pendzialek & Co. keine fremden Arbeitskräfte bei unseren Gartenbauern in Diensten stehen. Jede Arbeit, mag sie noch so unfein erscheinen, muß von den Familienmitgliedern verrichtet werden. Die Hausfrau mit ihren Kindern pflanzt und jätet zumeist, während der Besitzer selbst die schwere Arbeit des Feuchthaltens der Pflanzen auf sich nimmt, wobei er an heißen Tagen gegen 1000 und mehr Kannen Wasser dem Brunnen bezw. Bottich entnimmt, auch an Sonntagen nach dem Gottesdienst. In der kalten Jahreszeit hält er keineswegs Winterschlaf, sondern tischlert in der geheizten Werkstelle, bindet Stromatten, flicht Körbe und hackt Holz als Vorrat für den Sommer.

Während des Krieges ging der Absatz der Bauerwitzer Gemüseerzeugnisse auf gleiche Weise von statten. Der größte Teil der Gärtner wurde in den Krieg eingezogen. Die Gärtnerfrau und ihre Kinder mußten jetzt die ganze schwere Gartenbauarbeit auf sich nehmen. Nur wurden im Sommer alle Abende kriegsgefangene Russen zum Begießen der Pflanzen den Gärtnereibetrieben zur Verfügung gestellt. Der Boden wurde natürlich nicht so intensiv bearbeitet wie vor dem Kriege und brachte deshalb geringere Früchte. Das Einkommen des Gärtners war aber keineswegs schlecht, da die Preise hoch waren.

Nach der Abtretung Ost-Oberschlesiens an Polen schienen die guten Absatzmöglichkeiten zu schwinden. Nach langen Verhandlungen mit der polnischen Regierung erhielten schließlich durch den Genfer Vertrag von 1922 die Gärtnereibetriebe des Grenzbezirkes Oberschlesien die Erlaubnis, ungehindert 15 Jahre lang Gemüse nach Polen auszuführen.

Die Gemüsehändlerinnen drückten allmählich die Einkaufspreise, zahlten immer schlechter und verdienten größtenteils mehr als der Gärtner. Die Gemüsebauern suchten jetzt wieder unmittelbar an die Verbraucher zu liefern. Diese schwere Aufgabe mußte die Gärtnerfrau übernehmen. Das erste Frühgemüse wurde noch weiter nach Ost-Oberschlesien geliefert. Die Nachfrage war groß, weshalb auch gute Preise gezahlt wurden. Aber sobald das oberschlesische Freilandgemüse auf den Grünzeugmarkt gelangt, können wir unsere Erzeugnisse drüben nur zu Schleuderpreisen loswerden. Die Gärtnerfrau war also gezwungen, auch aus dem Spätgemüse einen annehmbaren Preis herauszubekommen. Die Bahn brachte sie mit vielen schweren Körben auf die Wochenmärkte nach Neustadt, Ziegenhals, Neisse, Oppeln, ja selbst bis nach Patschkau. Sie war meistens zwei Tage unterwegs. Ihre Pflichten als Mutter und Hausfrau konnte sie dabei natürlich nicht recht erfüllen.

Um die Gärtnerfrau zu entlasten, um die Bauerwitzer Gärtner straffer zusammenzufassen und die Preise selbst diktieren zu können, wurde im Frühjahr 1929 die lang ersehnte Oberschlesische Absatzgenossenschaft für Gartenbauerzeugnisse e. G. m. b. H. Oppeln mit der Geschäftsstelle Bauerwitz gegründet. Josef Pendzialek war ein eifriger Verfechter des wertvollen Gedankens gewesen, weshalb ihm auch die Leitung der Geschäftsstelle übertragen wurde.

Kurz nach dem Weltkriege schon hatte Amtsgerichtsrat Felbier, I. Vorsitzender des Gartenbauvereins Bauerwitz, versucht, sämtliche Gärtnereibesitzer von Bauerwitz und des jetzigen Stadtteils Jernau zusammenzuschließen. Er wollte besonders den intensiven Gartenbau pflegen. Jetzt konnten unsere Gärtner theoretisch und praktisch geschult werden. Professor Gleisberg hielt öfters Vorträge. Ihm haben wir es zu verdanken, daß die Drehmücke und die Wurzelkrankheit bei Blumenkohl, „Kohlhernie", so gut wie gar nicht mehr in Bauerwitz vorkommen.

Unsere Absatzgenossenschaft zählt bis jetzt 105 Mitglieder. Außer Bauerwitzern gehören ihr eine Anzahl Ratiborer und Mochauer Gärtner an. Ein tüchtiges Personal sorgte für günstigen Absatz der Gartenbauerzeugnisse. Die Mitglieder selbst verpacken nur ihre Waren in Körbe oder in besonders gebaute Kisten und brauchten diese dann nur auf den Güterbahnhof zu schaffen.

Jetzt aber wird ihnen auch diese Arbeit erspart bleiben. Der Bau einer großen Gemüsehalle ist nämlich fast beendet, wozu der Oberpräsident Dr. Lukaschek bei seinem letzten Besuch der Bauerwitzer Großgärtnereien 8000 Mark bereitzustellen zusicherte. In diesem Lagerraum sollen die einzelnen Gemüsearten vom Fachmann nach ihrer Güte gesondert und von Arbeitern verpackt werden.

Schon im vorigen Jahre waren die Händler und Feinkostgeschäfte Oberschlesiens zum großen Teil von unserer Gartenbaugenossenschaft abhängig. Den Mitgliedern ist es streng verboten, „unter der Hand" zu verkaufen. Mehrere Gärtner hielten sich natürlich wenig an diese Bestimmungen. Sie fuhren auch lieber wieder auf die Wochenmärkte. Sie nahmen keine Rücksicht auf das eben erst entstandene Unternehmen. Weil der Warenabsatz anfänglich nicht so recht vonstatten ging, teils auch, weil kein besonderer Unterschied zwischen guter und geringerer Ware gemacht wurde, versprachen sie sich nicht viel von der Genossenschaft. Am meisten aber störte sie der Abzug von 10 %, der doch zur Unterhaltung einer solchen Einrichtung notwendig ist. Die beiden ersten Mängel hofft man in diesem Jahre beseitigt zu sehen.

Die Gesamtzahlen des Bauerwitzer Eisenbahnversandes von 1928, soweit sie erreichbar waren, waren 74 456 kg Salat, 157 930 kg Gurken, 145 715 kg Blumenkohl, 22 068 kg Tomaten, 50 510 kg Obst, Rhabarber u. a.

Die Bauerwitzer Gärtnereibetriebe mit ihren 50½ Morgen unter Glas bedeuten sehr viel für die Ernährung und Gesunderhaltung der Oberschlesischen Bevölkerung. Kein Wunder, wenn die Regierung sie noch zu heben sucht. Viele Millionen Mark wandern jährlich unnötig für Auslandsgemüse aus der Heimat. Begünstigt durch gemäßigte Witterungsverhältnisse ist Deutschland bei richtiger Ausnutzung aller Anbaumöglichkeiten, besonders der modernen, heizbaren Gewächshäuser wohl imstande, sich selbst zum größten Teile mit frischem Gemüse zu versorgen. Es freut mich, daß besonders auch mein Heimatstädtel der Lösung dieses Problems durch das Beispiel vorangeht. Bei weiterer Gewährung des Reichskredites für den Bau von Gewächshäusern wird Bauerwitz für Deutschland bedeutend, für Oberschlesien aber unentbehrlich sein.

Erweiterung der Portland-Zement-Fabrik Groschowitz.

Im Frühjahr 1927 beschloß die Schlesische Portland-Cement-Industrie Akt.-Ges., Oppeln, ihre Fabrikanlagen in Groschowitz (Oberschlesien) durchgreifend zu erweitern. Die Tagesleistung der vorhandenen Dickschlamm-Anlage von 200 To. Zement sollte um 500 To. erhöht werden. Beim Entwurf der Erweiterung wurde ein nochmaliger Ausbau der Anlage auf 1200 To. Tagesleistung vorgesehen. Mit den Ausschachtungsarbeiten wurde im Herbst 1927 begonnen. Am 1. Oktober 1928 konnte bereits der Betrieb im neuen Werke, dessen gesamte maschinelle Ausrüstung das Krupp-Grusonwerk, Magdeburg, lieferte, aufgenommen werden.

Die im Bruch durch Löffelbagger (s. Abb.) gewonnenen Rohstoffe gelangen in Klappkübelwagen von 6 To. Fassungsvermögen zum Zementwerk. Hier hebt ein Laufkran von 10 000 kg

Tragkraft die Kübel von den Wagenuntergestellen ab und entleert ihren Inhalt vollkommen selbsttätig in die Einwurftrichter zweier Hammerbrecher, die stündlich 250 To. Kalkstein verarbeiten. Das Gut wird den Brechern durch schwere Plattenbandförderer gleichmäßig zugeführt. Ein zweiter mit Selbstgreifer arbeitender Laufkran fördert den gebrochenen Kalkstein in die Vorratsbehälter über den Dickschlamm-Mühlen.

Diese Schlamm-Mühlen sind wie alle in der Neuanlage aufgestellten Rohrmühlen mit „Centra"-Antrieb D. R. P. ausgerüstet, bei dem die Mahltrommel durch eine bewegliche Spindel mit einem gekapselten Zahnradgetriebe gekuppelt ist. Die Mühlen haben 2,2 m Durchmesser bei einer Länge von 13 m und arbeiten als Dreikammermühlen. Ihr Mahlerzeugnis, ein Dickschlamm mit 40 % Wassergehalt, besitzt 5 % Rückstand auf dem Sieb mit 4900 Maschen je qcm, bezogen auf Trockengut. Jede Mühle verarbeitet stündlich 36 To. trockenes Rohgut mit einem Kraftaufwand von 600 PS.

Den Zement-Rohschlamm drückt ein Mammut-Bagger D. R. P. in die Schlamm-Vorratsbehälter, wo er mit Hilfe von Mammutpumpen D. R. P. und Preßluft gemischt wird. Zu dem vorhandenen Drehofen von 3 m Durchmesser und 50 m Länge wurden zwei weitere Öfen von 3,3 m Durchmesser und 55 m Länge aufgestellt. Die Öfen und Kühltrommeln werden über ein Präzisionsrädergetriebe angetrieben. Ihre Laufrollenlagerungen sind mit Ölschöpfringlagern ausgerüstet. Jeder der beiden Drehöfen ist mit einem Abhitzekessel von 1000 qm Heizfläche zur Verwertung der Abgase ausgerüstet. Mit dieser Abhitzekesselanlage wird genügend Dampf gewonnen, um die gesamte neue Einrichtung betreiben zu können.

Die Rauchgase haben nach dem Verlassen der Kessel eine Temperatur von etwa 180 bis 200° und werden durch zwei Saugzuggebläse in einen Schornstein gedrückt.

Nachdem der gebrannte Klinker die Kühltrommeln verlassen hat, wird er automatisch gewogen und auf einem Conveyor der Klinkerhalle zugeführt. Hier arbeitet ein Laufkran von 30 m Spannweite und 100 m Fahrbahnlänge, der mit einem Selbstgreifer von 4 cbm Fassungsvermögen den Klinker über die Lagerfläche verteilt. Diese Art der Auffüllung und Entleerung des Klinkerlagers hat sich außerordentlich gut bewährt, da sich die Lagerfläche vollständig ausnutzen läßt. Auch bleibt die Klinkerhalle auffallend staubfrei, weil der Klinker nicht aus großer Höhe herabfällt, was beim Beschicken des Lagers durch Förderrinnen und -bänder nicht zu vermeiden ist.

Der zu vermahlende Klinker wird von dem Greiferkran in einen Füllrumpf geschüttet und von dort auf Förderbändern sowie durch Becherwerke den Zementmühlen zugeführt.

Am Einlauf jeder Zementmühle sind zwei Drehtellerspeiser angeordnet, die Klinker und Rohgips gleichmäßig in genau einstellbarer Menge den Dreikammer-Verbundmühlen von 2,2 m Durchmesser und 13 m Länge zuteilen. Jede Mühle vermahlt stündlich 19 000 kg Klinker zu Zement mit etwa 10 % Rückstand auf dem Sieb mit 4900 Maschen je qcm. Durch den „Centra"-Antrieb ergibt sich eine hohe Betriebssicherheit der Mühlen, da der ungeschützte und dem Verschleiß unterliegende Zahnkranzantrieb wegfällt.

Hinter den Mühlen, die an eine Entstaubungsanlage angeschlossen sind, wird der Zement gewogen und danach durch Förderbänder und Becherwerke nach 6 Zementsilos (s. Abb.) von 13,2 m Durchmesser und 25 m Höhe gefördert.

Fahrbare Entleerungsvorrichtungen entnehmen den Zement aus den einzelnen Zellen. Schnecken und Becherwerke beschicken die vier Sackpackmaschinen, die stündlich bis 3600 Sack zu 50 kg

liefern. Auf Förderbändern gelangen die gepackten Säcke selbsttätig bis unmittelbar an die Eisenbahnwagen.

Die für die Drehöfen benötigte Kohle wird durch einen mit Selbstgreifer arbeitenden Laufkran auf den Kohlenlagerplatz entladen. Zugleich bedient dieser Kran auch die Bunker über den Kohlentrocknern, die als Röhrentrockner mit Dampfheizung ausgeführt sind. Einfachste Bedienung und gute Regulierfähigkeit bei geringstem Wärmebedarf sind die Vorzüge dieser für die Zementindustrie neuartigen Trockner. Mit den Schwaden aus den Trocknern angesaugte Kohlenstaubteilchen werden in einer besonderen Entstaubungsanlage restlos wiedergewonnen.

Zur Kohlenvermahlung sind zwei Dreikammer-Rohrmühlen von 1,55 m Durchmesser und 9 m Länge mit „Centra"-Antrieb aufgestellt. Das Mahlerzeugnis hat 10 % Rückstand auf dem Sieb mit 4900 Maschen je qcm. Fullerpumpen fördern den Kohlenstaub nach den einzelnen Verbrauchsstellen.

Fast alle Maschinen haben Einzelantrieb, wodurch große Betriebssicherheit und Übersichtlichkeit der Anlage erreicht wurde. Wo es erforderlich ist, wird die Drehzahl der Elektromotoren durch Krupp'sche Reibradgetriebe (Patent Garcard) oder gekapselte Präzisionsrädergetriebe auf die entsprechende Maschinendrehzahl herabgesetzt. Die Antriebsmotoren der Mühlen und Hammerbrecher sind für Hochspannung von 5000 Volt gebaut, während die übrigen Motoren mit 500 Volt Drehstrom betrieben werden.

Die Drachen steigen

Von Paul Habraschka

Immer fahler wird das Grün,
und kürzer werden die Tage.
Der Wind singt mit vollem Orchesterton.
Er führt die fallenden Blätter
zum tollen Reigen.

Und auf den Feldern das alte Bild:
Die Drachen steigen in dem Wind
mit übermütigen Sprüngen.
Die Buben lachen und rennen
mit froh blitzenden Augen,
und jauchzen, wenn die bunten
Vögel immer höher und höher steigen,
um die Wolken zu küssen.

Sehnsüchtig schaue ich dem Spiele zu
und träume von meiner Jugendzeit.
Und jedes Jahr wird die Stimmung wach,
nur einmal noch so jung zu sein. — —
Doch — was einmal schon gewesen war,
kommt ja nicht mehr wieder.

Tagung des Reichsbundes deutscher Kunsterzieher in Breslau, 1930

(Ein Nachwort zur Ausstellung und zum Katalog)

Eine Ausstellung wie die anläßlich der Tagung des Reichsbundes Deutscher Kunsterzieher in Breslau veranstaltete, hat ihre Wirkung über die kurze Zeit, in der sie zugänglich sein kann, hinaus. Die Leitung der Tagung des Reichsbundes hat das auch zum Ausdruck gebracht in einem „Führer",* der ein sehr reichhaltiges Bildmaterial zu prinzipiellen Erläuterungen, die die einzelnen Landesverbände geben, enthält. So muß ein Rückblick auf die Ausstellung von selber Hand in Hand gehen mit einer Besprechung des genannten Führers. Freilich wird man sich die lebendige Vielfältigkeit der Ausstellung, die übrigens an zwei Stellen, in den Ausstellungshallen am Zoo und in der Halle des Künstlerbund Schlesien am Christophoriplatz, verteilt war, das bunte Auf und Ab der gestaltenden Arbeit in der modernen Schule noch einmal eindringlich vorstellen müssen, denn immerhin gibt der Führer ja nur einen knappen Auszug.

Die Ausstellung brachte recht zum Bewußtsein, daß die moderne Bewegung des Kunstunterrichts eben in der Entfaltung begriffen ist, daß das Leben, was darin pulsiert, wichtiger ist als die Resultate. Überhaupt muß man sich ja gänzlich von der Vorstellung frei machen, daß es die Aufgabe des Kunstunterrichtes in der Schule sei, Kunst oder gar Künstler hervorzubringen. Das formende Darstellungsvermögen, das sich wie eine natürliche, j e d e m mögliche Sprache entwickelt, das in verschiedenen Altersstufen seine bestimmten Besonderheiten hat, das sich einmal mehr an den Gegenstand gebunden und ein andermal als ganz freies Spiel geben kann, soll ja nicht eigentlich eine Ausbildung, irgendwelche „Besichtigung" erfahren. Wohl aber soll erreicht werden, daß der junge Mensch sich in die Welt der Formen selbstentscheidend wagt, das sichtbar macht, was ihn in seiner empfindenden Anschauung bewegt. Es werden die größten Gegensätze, die eine solche Ausstellung zeigt, begreiflich erscheinen, wenn man bedenkt, daß diese Selbstdarstellung, sie ist natürlich zugleich in bestimmter Weise auch eine Auseinandersetzung mit dem Objekt, nicht unbeeinflußt ist, dem Geschmack des Lehrers nicht in jedem Falle fern bleiben kann und, wie schon angedeutet, ihre eigenen Stufen durchleben muß. Der Querschnitt durch die zeitgenössische Formenauffassung, wie er in den Leistungen zeitgenössischer Kunst begegnet, wird sich auch in einer Überschau durch die Arbeit in der Schule darlegen. Es ist bemerkenswert, daß nicht allenthalben die wirkliche Ablösung zur Freiheit der Form gefunden ist und zwar scheint es, als ob bisweilen grade daran eine noch nicht ganz konsequente „Erziehung" schuld wäre. Ein erfreuliches Vorstoßen und Suchen ist aber festzustellen und das entspricht der modernen, das Schema ablehnenden Anschauung über eine kunsterzieherische Tätigkeit.

Eine besondere Hauptnote bei den Arbeiten, die die einzelnen Landesverbände ausgestellt haben, herauszufühlen, würde im allgemeinen auf eine falsche Fährte führen, diese Untertöne schweigen nicht ganz, aber sie sind nicht das Entscheidende, wenn auch in den Ausführungen im Text des Führers solche Zusammenhänge des öfteren vermerkt werden. Eher faßbar sind die aus dem

* Bilder und Texte von den einzelnen Verbänden; Titel, Bild- und Schriftanordnung von G. Nerlich, Breslau. Ferner erschien im Sonderheft „Schlesien" der Mitteilungen der Pelikan-Werke, Hannover mit Beiträgen von Oskar Moll, G. Nerlich, Walter Erzgraeber, Paul Holz, W. Grundmann, Hildegard Ternka.

Temperament des einzelnen Schülers hervorgehenden Bewegungskräfte, die die Form ins Spiel bringen.

Aus der Fülle der im Katalog gebotenen Proben seien zwei oberschlesische Beispiele gezeigt. In der Ausstellung hatte der Provinzialverband Oberschlesien einen eigenen Raum für sich und man muß sagen, daß darin doch etwas von dem Milieu des oberschlesischen Arbeitsmenschen sich zeigte. Nun war allerdings das Thema „Der Mensch" dementsprechend gestellt, jedenfalls hoben sich die gewählten Arbeiten in der Grundstimmung, in der Farbe, in einem gewissen besonderen Rhythmus der Flächenverteilung kenntlich von anderen ab.

Als sehr eigenartig blieb u. a. ein großformatiges Aquarell mit der Anbetung der hl. drei Könige haften. In der Oberstufe haben Volksleben und Industrie eine recht bewußte Berücksichtigung erfahren.

Maßgebend für jede Beurteilung der gestaltenden Arbeit in der Schule sollte der tragende Leitgedanke der ganzen Ausstellung bleiben, der in einem der Textbeiträge außerordentlich klar dahin ausgesprochen ist, daß kindliches, jugendliches Schaffen ein originales Gebiet bedeutet und daß der Sinn des Kunstunterrichtes darin liegt, die formgestaltenden Kräfte soweit zu fördern, daß der Schulentlassene im Stande ist, „sich in die Welt des Alltags eine zweite hineinzubauen, wo Farbenfreude, Linien- und Formgefühl spielend sich ausleben und zur Bereicherung des Lebens beitragen". St.

Zu unserer Notenbeilage

Zum Kindermarsch von Hans Zielowsky. Von Hans Zielowsky, einem gebürtigen Neisser, brachten wir schon in früheren Heften ein Lied. Der junge Künstler hat sich in schönster Weise seither weiterentwickelt. Wiederholt kam er mit seinen Werken im Konzert und Funk zu Worte. Besonderen Beifall erwarb ihm eine vom Sächsischen Sender bestellte Musik für Kinder (und Kinderinstrumente). Seine Eignung für eine derartige Aufgabe, die doch nicht nur kindertümlich, sondern auch künstlerisch wertvoll und originell gelöst sein will, erweist der hier abgedruckte kleine Kindermarsch, mit dem wir unserer oberschlesischen Jugend eine feine Musikgabe schenken wollen. Hans Zielowsky wirkt als Musiklehrer in Breslau.

Zur Sarabande von Alexander Ecklebe. Der Komponist wurde am 12. 1. 1904 in Cosel O/S. geboren, wuchs in Pleß und in Breslau auf. Nach der Reifeprüfung wandte er sich dem Musikstudium zu. Seine Ausbildung erfolgte am Breslauer, später am Schlesischen Konservatorium. Die kompositorische Schulung leiteten A. Ehrenberg und L. A. Völkel. Nach Ablegung des staatl. Organistenexamens fand Ecklebe Aufnahme in der Kompositions-Klasse von Prof. Franz Schreker in Berlin. Seit einiger Zeit ist er als Korrepetitor in der Opernabteilung des Berliner Rundfunks tätig. Von seinen Kompositionen erwähnen wir eine unvollendete Oper, ein Streichquartett, 2 Streichtrios, eine Klaviersuite, Variationen und Fuge über ein Thema von Max Reger und viele Lieder. Die hier mitgeteilte Sarabande sucht die strenge Formensprache Bachs mit neuem harmonischen Empfinden zu vermählen.

Kunſt in der Schule *Holzſchnitt*

Plaſtik

Aus der Ausſtellung zur Tagung des Reichsbundes deutſcher Kunſterzieher in Breslau, Provinzialverband Oberſchleſien

Unsere neue Anschrift.

Da ich ab 1. August nach Oppeln versetzt worden bin, ist von diesem Zeitpunkte auch unser Oberschlesier-Büro von Colonnowska nach Oppeln verlegt worden. Bis auf weiteres bitte ich alle Schreiben an unsere Schriftleitung und unseren Verlag an meine Privatadresse Oppeln, Eichendorffstr. 14 oder Schule III, Malapaner Straße, zu richten. Karl Sczodrok.

Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Wilhelm Volz

wurde am 11. August d. Js. 60 Jahre alt. Geheimrat Volz hat sich um Oberschlesien unvergeßliche Verdienste erworben. Ihm ist es in erster Reihe mit zu danken, daß in der Abstimmungszeit auch die deutsche Wissenschaft mit ihrem unbestechlichen Rüstzeug und Material der deutschen Werbung und der Verteidigung der deutschen Ansprüche sich mit Nachdruck annahm. Die Arbeiten von Wilhelm Volz, sowohl die größeren als Bücher herausgekommenen, als auch die vielen kleineren in Zeitschriften und Zeitungen, sichern Volz im oberschlesischen Schrifttum einen Ehrenplatz.
Wir schätzen uns glücklich, daß Geheimrat Volz auch unserem „Oberschlesier" immer seine warmherzige Anteilnahme schenkt und wir ihn zu unseren Mitarbeitern zählen dürfen. Möchten dem Jubilar noch viele Jahre erfolgreichen Wirkens vergönnt sein, gerade auch zum Nutzen der ostdeutschen Grenzgebiete.

Dr. J. P. Warderholt, Das Minderheitenrecht in Oberschlesien.

Brückenverlag, Berlin. 1930. 451 Seiten. Diese Veröffentlichung will die Stellungnahmen des Präsidenten der Gemischten Kommission für Oberschlesien leichter zugänglich machen. Um das Verständnis für die Materie zu erleichtern, wird in dem Buche kurz das Genfer Abkommen und seine Entstehung dargelegt, wobei auch historische und politische Zusammenhänge angeschnitten werden mußten.
Den Minderheiten in Oberschlesien wird die Veröffentlichung als Nachschlagewerk willkommen sein. Es wäre weiterhin bedauerlich, wie es in dem Vorwort heißt, wenn die intensive und mühselige juristische Arbeit Calonders nicht auch über die oberschlesischen Zwecke hinaus Nutzen tragen sollte.
Den Auslanddeutschen, die als Minderheit um ihr Volkstum kämpfen müssen, wie überhaupt allen Minderheiten dürfte dieses Buch eine wertvolle Hilfe bedeuten. Es kann letzten Endes also für die Befriedung Europas Bedeutung beanspruchen.

Anläßlich des 25jährigen Jubiläums seines 25jährigen Bestehens gab das Oberschlesische Museum in Gleiwitz einen Führer durch seine Sammlungen heraus, den Dr. Heinevetter sachgemäß und geschickt bearbeitet hat.
Wenn heute das Gleiwitzer Museum im Rahmen der oberschlesischen Kulturarbeit einen Ehrenplatz einnimmt, so wollen wir immer in Dankbarkeit auch seines Begründers und langjährigen Leiters gedenken, des Geh. Justizrats a. D. Schiller, der seinen Lebensabend in Bunzlau in Schlesien verbringt, aber auch noch heute an der Entwicklung seines Gleiwitzer Museums lebhaften Anteil nimmt. In der Gleiwitzer Hütte ist anläßlich des oben erwähnten Jubeltages deshalb mit Recht eine Plakette mit seinem Bilde gegossen worden, die am besten bei der Museumsleitung in Gleiwitz bestellt wird.

Das Neisser Kunst- und Altertumsmuseum und das Neisser Stadtarchiv

betreut nunmehr, nach dem Heimgange von Geh. Justizrat Dr. Dittrich, Ingenieur Weißer, Neisse, Pedewitzstr. 21, der bereits zu Lebzeiten von Herrn Geheimrat Dittrich in diesem Sinne opferwillig und mit viel Verständnis wirkte.

Professor Eisenreich legt den Tätigkeitsbericht der Geologischen Vereinigung Oberschlesiens

vom Jahre 1929 vor. Der Bericht umfaßt 50 Druckseiten und gibt wieder eine Fülle wertvoller Anregungen und Aufschlüsse. Es ist ihm diesmal ein Verzeichnis der Mitglieder der Vereinigung beigegeben.
Zu beziehen bei Professor Gustav Eisenreich, Gleiwitz, Raudener Straße 28.

Paul Plontke, Madonna mit Kind.

Kunstblatt. Herausgekommen im Verlag für internationale Bildkunst G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16 (Ibiku). Preis 25.— ℳ.

Allgemein wird geklagt, daß es uns an guten großen Reproduktionen künstlerischer Bildwerke fehlt, die auch ein verwöhnter Geschmack für würdig hält, sie als Wandschmuck zu benutzen. Was da noch immer, insbesondere an religiösen Bildern, verschlissen und verkauft wird, ist oft geradezu unwürdig.
Wenn deshalb der Ibiku-Verlag uns dieses Bild vorlegt, so müssen wir ihm aufrichtig dankbar dafür sein. Die farbige Reproduktion ist als technische Leistung sehr gut und vermittelt uns die starke und harmonische Farbigkeit des Bildes ganz ausgezeichnet.
Dann ist es uns Freude und Genugtuung, daß gerade ein Bild von Paul Plontke auf diese Weise den weitesten Kreisen zugänglich gemacht wird. Paul Plontke ist ja Schlesier. Wir haben seine Kunst in unserem Maiheft 1928 durch Professor Dr. Oscar Gehrig eingehend würdigen lassen und damals auch eine große Anzahl seiner Bilder gezeigt. Paul Plontke gehört zu den wenigen modernen Malern, die mit echt religiösem Gefühl religiöse Bilder zu schaffen verstehen.
Wir können deshalb mit gutem Gewissen das im Ibiku-Verlag herausgekommene Plontke-Bild „Madonna mit Kind" aufs wärmste empfehlen. Die Anschaffung dürfte niemand gereuen. Scz.

„Maria", Oratorium von Hermann Buchal, op. 44.

Das Oratorium, in der musikalischen Produktion der vergangenen Generation stiefmütterlich vernachlässigt, reizt neuerdings wieder die Komponisten. Selbst Vertreter der neuen Sachlichkeit suchen den Zugang zu ihm, und man versteht unschwer, weshalb. Das Epische verträgt am ehesten die relative Starrheit objektiven Musizierens und die Selbstherrlichkeit absoluter Formensprache. Die unentwegt Modernen verschmähen freilich, das Erbe der Tradition naiv anzutreten. Ihre Oratorien realisieren in der Idee irgendwie die Haltung des antiken Dramas, die Herbheit seiner statuarischen Bildhaftigkeit. So fesselnd diese Experimente sind, sie liegen doch abseits jenes Willens zur religiösen Erbauung, der den Weg des geistlichen Oratoriums so lange und so glücklich bestimmte. Sie lösen die Bindungen zu der Sphäre konfessionell bedingten Fühlens und Erlebens.
Solchen Stilexperimenten, die begreiflich sind aus der Mentalität einer neuen, innerlich unsicheren Zeit und aus den Bedingungen einer gewandelten Technik, stehen die Bemühungen einer Gruppe von Künstlern gegenüber, denen gerade das Frommsein die Hauptsache zu sein scheint, bei denen der Schwerpunkt nicht so sehr in einer neuen Technik, sondern in der neuen religiösen Gesinnung zu suchen ist. Sie kultivieren den Typ des undramatischen Erbauungsoratoriums. In diesem Sinne schuf Richard Wetz sein Weihnachtsoratorium, so gestaltete auch Hermann Buchal sein Oratorium „Maria". Der Text ist bei dieser Sachlage nicht einfach Vorwand zu effektvollem Musizieren, sondern allerwichtigste Voraussetzung zur Erreichung des künstlerischen Endzwecks. Richard Wetz hat auf herrliche alte Weihnachtsliedertexte zurückgegriffen. Buchals Oratorium ist ein Preis der Mutter Gottes. Die Idee des Rosenkranzes gibt ihm das Gerüst seines Aufbaus. In drei Abteilungen feiert er Maria die Freudenreiche, die Schmerzenreiche und die Glorreiche. Mit großem Feinsinn, mit sicherer und glücklicher Hand wählt er aus biblisch-liturgischem Gut das aus, was er zur textlichen Ausgestaltung seines gerade in seiner Einfachheit so überzeugenden Grundplanes braucht.
Der ausgeprägte Formensinn, der Buchals Gesamtschaffen von je charakterisierte, bewährt sich außer im textlichen Arrangement bedeutend

auch im musikalischen Aufriß. Jeder Großteil gliedert sich in Unterabschnitte: Einleitung, Ausführung und Schluß. Die Eckteile sind den Chören vorbehalten, der Mittelteil weist den Solisten neben dem Chor gewichtige Aufgaben zu. Die einleitenden Chöre sind jedesmal das programmatische Motto, die abschließenden sublimieren die Marienverehrung zur Gottesverehrung. Dazwischen erfolgt die innige Betrachtung der Rosenkranzgeheimnisse. Der Sinn des ersten Hauptteils konzentriert sich in der zarten Verkündigungsszene mit dem dreimaligen englischen Gruß, der des zweiten in der Vertonung des Stabat Mater, der des dritten in der Lauretanischen Litanei. Wenn dieser Aufbau nur geistreich wäre, so brauchte man kein Wort darüber zu verlieren. Er ist mehr als das, er ist überzeugend wie alles Naturhafte, er konnte nur einem gelingen, der mit der religiösen Welt, in die er uns einführt, aufs innigste verbunden ist, so daß er traumwandlerisch sicher seinen Weg geht.

Bei der musikalischen Ausgestaltung leitete den Komponisten ein ganz bestimmter Stilwille. Er gedachte nicht ein Riesenwerk aufzutürmen, dessen Schwierigkeiten von vornherein abschreckend wirken, sondern ein Gebrauchswerk zu schaffen, das auch kleineren Chören in bescheideneren Verhältnissen zugänglich sein würde. Geschult an der Chorkunst der alten Meister, überschreitet er trotz meisterlicher Beherrschung auch kompliziertester Satzkünste nie die Grenze des Möglichen, er hält sich (wie die hohen Vorbilder) eher ein wenig zurück. Auch der instrumentale Stützapparat wird nicht zu sinfonischem Pomp aufgebauscht, sondern ordnet sich mit Mitteln und Anforderungen, denen jede bessere Provinzstadt entsprechen kann, dienend dem Ganzen ein. Kompositionstechnisch erweist sich das Opus als eine wohlausgewogene Synthese zwischen einer angeborenen polyphonen Grundhaltung und kontrastierend homophonen Abschnitten. Stilelement der Renaissance, der Barockmusik und der Romantik mischen sich im Schmelzofen eines starken eigenartigen Künstlertemperaments zu einer einheitlichen Legierung. Es wäre zwecklos, auf besonders gelungene Einzelheiten hinzuweisen, da dem Kunstwerk mit Worten ohnehin nicht beizukommen ist.

Nur das sei zusammenfassend gesagt, daß es sich bei Buchals „Maria" um ein hochbedeutsames Werk handelt, das, herausgeboren an religiösem Erlebnis, wie geschaffen ist, den Hörern eine religiöse Feierstunde zu bereiten. In dreimaliger Aufführung hat es die Feuerprobe glänzend bestanden. Seine begeisterten Interpreten waren der Breslauer Domkapellmeister Dr. Paul Blaschke und der Neisser Chormeister Joseph Thamm, zwei Idealisten, die den Wert des Komponisten Buchal erkannt haben und mannhaft für seine Durchsetzung werben. Denn mit dem Sichdurchsetzen hat es Buchal ebenso wie Richard Wetz nicht leicht. Sie beide sind keine Geschäftelmacher. Beide stehen zu sehr außerhalb der Zeitmode und würden es als Verrat betrachten, wenn sie von ihrer Überzeugung auch nur um Haaresbreite abwichen und Zugeständnisse machten. Denn wie Buchal das so treffend ausgedrückt hat: der Künstler soll sich nicht vom Gedanken des äußeren Erfolgs, sondern von der inneren Notwendigkeit leiten lassen; er darf, sofern er aufbauend wirken will, der Mitwelt nicht geben, was sie verlangt, sondern was ihr nottut. Verschweigen wir nicht die Schwierigkeit, die darin liegt, daß es sich bei „Maria" um ein zutiefst katholisches Werk handelt! Es wird nicht viele Dirigenten geben, die vorurteilsfrei genug sind, ihre Entscheidung davon unabhängig zu machen. Umso mehr sollten Chorleiter aus rein katholischen Landesteilen — also auch aus Oberschlesien — sich moralisch verpflichtet fühlen, dieses Werk zu machen. Ihre Hörer sind ja von vornherein auf seine Erlebniswelt eingestellt; hier könnte es wirklich volkstümlich werden. Und das verdient es in jedem Sinne.

Gerhard Strecke.

Joseph Klapper, Rübezahl und sein Reich.

Verlag Ferdinand Hirt, Breslau. 1925. 101 Seiten.

In der schönen volkstümlichen Reihe „Aus Märchen, Sage und Dichtung" des Verlages Ferdinand Hirt bietet das vorliegende neue Büchlein die schönsten Rübezahlgeschichten. Der Verlag konnte mit der Herausgabe keinen Bes-

seren als unseren hochverdienten schlesischen Volkskundler, Professor Joseph Klapper betreuen. Den Bildschmuck (Scherenschnitte) steuerte Maria Luise Kaempffe bei, deren hervorragendes Schaffen wir bereits früher einmal im „Oberschlesier" (Dezemberheft 1927) würdigten.

Ludwig von Bertalanffy / Lebenswissenschaft und Bildung.

Verlag Kurt Stenger-Erfurt. 1930. (Kart. 3.50 ℳ).

Nachdem Philosophie und Naturwissenschaft in jahrhundertelangem Bemühen alle Fragen um die Rätsel der Welt erörtert und auf die eine zurückgeführt haben: was ist das Leben? ist man endlich zur Begründung der Wissenschaft geschritten, die sich ausschließlich der Beantwortung dieser Frage unter Außerachtlassung aller philosophischen Spekulationen zuwendet: der Biologie. — Ludwig von Bertalanffy unternimmt es in seiner volkstümlich und eindringlich geschriebenen Abhandlung, dem in diese jüngste der Wissenschaften Eindringenden mit Wesen, Hauptrichtungen — Mechanismus und Vitalismus — Aufgaben bekannt zu machen und einen Plan ihrer Anwendung aufzustellen. Er weist die Wichtigkeit der Lebenswissenschaft für die Zukunft unserer Kultur und die Notwendigkeit ihrer allgemeinsten Eingliederung in das deutsche Bildungswesen nach. Ihre grundlegende Aufgabe erblickt er in der Auffindung der Systemgesetzlichkeit des Organischen. An dem Siegeszug des Materialismus ist seiner Anschauung gemäß nicht ein Zuviel, sondern ein Zuwenig naturwissenschaftlicher Bildung an unseren höheren Schulen schuld. Einen breiten Raum widmet er den modernen Lehrerbildungsanstalten und legt die besondere Bedeutung lebenswissenschaftlicher Schulung für die Grenzlandakademien dar. Dieser Umstand gibt der Schrift eine erhöhte Bedeutung für uns. Der überaus klare (auch im Druck herausgebrachte) Aufbau der Arbeit, ihre leichtverständliche Sprache und die Zusammenrückung alles Wesentlichen auf den geringen Raum von 80 Seiten, wird sie allen Volksbüchereien, Lehrerbüchereien und Büchereien der pädagogischen Akademien zur Anschaffung empfehlen. Willibald Köhler.

Die Zoppoter Waldoper.

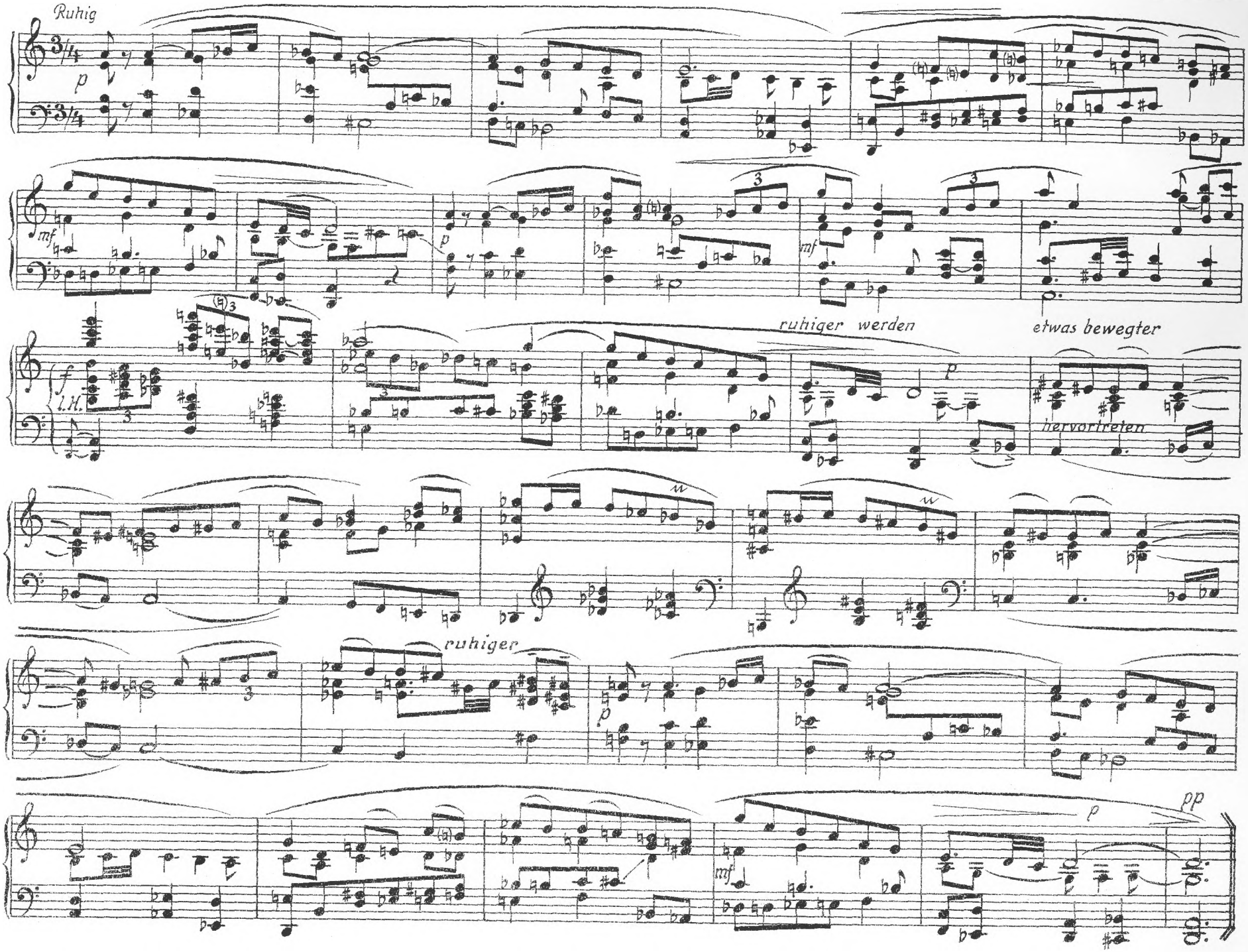
Karl Lange, der Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte" und der warmherzige Befürworter der Zoppoter Waldoper, teilt uns mit, daß auch in diesem Jahre diese erfolgreiche Freilichtbühne des deutschen Ostens eine rege Tätigkeit entfalten konnte.

Trotz des schlechten Wetters besuchten Tausende und Abertausende ihre Veranstaltungen. Und wenn wir hören, daß in diesem Jahre mit ganzem Erfolg und dargeboten von besten deutschen Kräften Carl Maria von Webers „Freischütz" gegeben wurde, so freut dies uns Oberschlesier doppelt, und wir können nur wünschen, daß recht viele unserer Landsleute, die auf ihrer Ferienreise Danzig besuchen, an der Zoppoter Waldoper nicht vorbeigehen, eingedenk, daß ja aus dem „Freischütz" die Wälder von Carlsruhe in Oberschlesien wiederklingen, wo Carl Maria von Weber am Hofe des Herzogs von Württemberg schaffensfrohe Jahre verlebt hat.

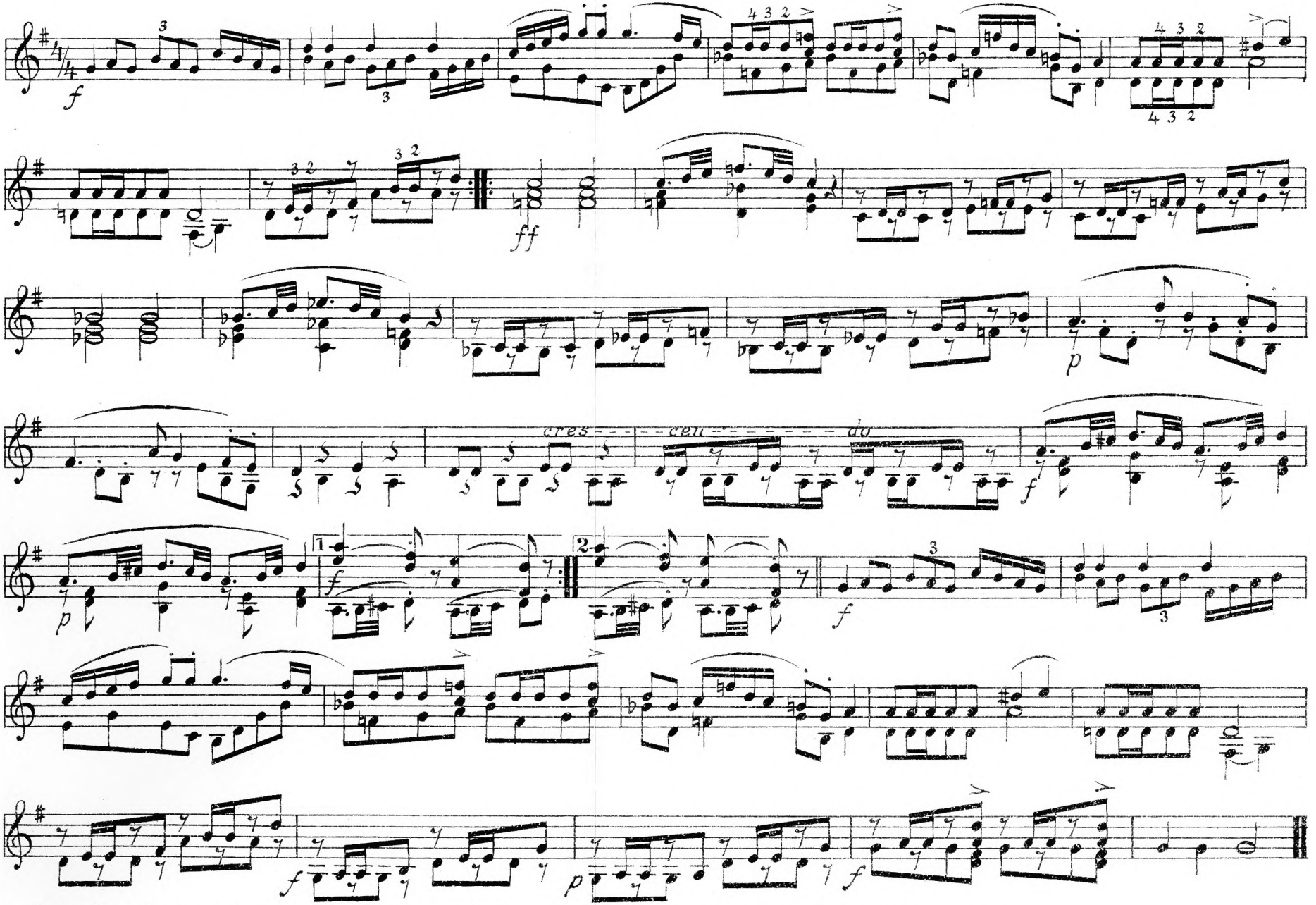
„Die Zoppoter Waldoper ist immer mehr eine Stätte deutscher Kultur von nationaler Bedeutung geworden. Wieder war es jedem Teilnehmer ein unvergeßliches Erlebnis, ein deutsches Bekenntnis, das noch lange Zeit mit seinen farbenfrohen und auch mit seinen dunklen Bildern in der Erinnerung haften wird. Gerade dieses Werk, das mit seinem klangvollen Melodienreichtum die Saiten des deutschen Gemüts anklingen läßt, das schlicht und einfach zu uns spricht, das uns mit klaren und sicheren Strichen den deutschen Wald und die deutsche Volksseele kennzeichnet, hat seinen Siegeszug nicht umsonst schon vor 100 Jahren begonnen".

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Sczodrok in Oppeln, Eichendorffstr. 14, zu richten.

Sarabande

A. Ecklebe

Kindermarsch

(Für Annemarie)

Hans Zielowsky

Noten, die nach oben gestrichen sind, spielt die rechte Hand. Nach unten gestrichene Noten spielt die linke Hand.

DAS RHEINLAND IST WIEDER FREI!

Eine Kunstreise auf dem Rhein

von Mainz bis zur holländischen Grenze

von Richard Klapheck

Neue, vermehrte und verbesserte Auflage

1. Band „MITTELRHEIN". 402 Seiten mit 448 Bildern, Ganzleinenband Preis M. 14.—

2. Band „NIEDERRHEIN". 500 Seiten mit 470 Bildern, Ganzleinenband Preis M. 14.—

Preis der beiden Ganzleinenbände zusammen M. 26.—

Ein Urteil über das „wundervolle Werk":

Das Buch stellt eine einzigartige Veröffentlichung dar, wie man sie oft vermißte und dringend wünschte! Es hat etwas Begeisterndes, aus dem gehäuften Reichtum die überschwängliche kulturelle Kraft des Rheinlandes zu erkennen. Eine so unglaubliche Fruchtbarkeit ist in ganz Deutschland nicht mehr zu finden. Auch der genaue Kenner der Denkmäler ist überrascht, was alles sich ihm hier bietet. Die „Kunstreise" ist zu einer Entdeckungsfahrt geworden. Klapheck hat oft zum ersten Male auf viele bis jetzt unerschlossene Schönheiten mancher rheinischer Orte aufmerksam gemacht. Der Preis ist so niedrig gehalten, daß sich weite Kreise unschwer das wundervolle Werk anschaffen können.

Deutsche Reichszeitung, Bonn.

VERLAG L. SCHWANN, DÜSSELDORF

HANSABANK OBERSCHLESIEN

AKTIENGESELLSCHAFT BEUTHEN O/S.

ZWEIGSTELLEN

GLEIWITZ
HINDENBURG
KREUZBURG
OPPELN
ROSENBERG

DEPOSITENKASSEN

LANDSBERG
MIKULTSCHÜTZ
PITSCHEN

AUSFÜHRUNG

SÄMTL. BANKMÄSSIGEN GESCHÄFTE
ZU VORTEILHAFTEN BEDINGUNGEN

Dem Heft liegt ein Prospekt vom „Kehrwieder-Import", Hamburg 1, Bankstr. 20—26 bei.

Alfons Hayduk und Anton Hellmann

„Der Heilige Berg"

Ein St. Annabergbüchlein

Preis in farbigem Umschlag nur 90 Pf.

Aus dem Inhalt: *Heiligtum des Volkes — Wallfahrt — Ein Wallfahrtstag auf dem Annaberg — Sankt Annen-Legende — Über die Ströme der Zeit — Die Historie vom Annaberge — Heldengräber am St. Annaberge — Wie kamen die braunen Brüder auf den Annaberg? — Mariensegen — Der Einsiedler vom Annaberg — Hochwürden trägt Steine — Der Spuk auf dem Annaberge — Das schlafende Heer — Du heiliger Berg*

Diese Schrift sollte in keinem oberschlesischen Hause fehlen.

Die „Kreuzburger Nachrichten" schreiben: „Zwei Berufene, der bekannte Heimatdichter Alfons Hayduk und Anton Hellmann, der als vorzüglichster Kenner des Annaberges gilt, haben das Büchlein geschrieben, dessen gelungene Beiträge in Vers und Prosa ein vielfarbiges Mosaik des Heiligen Berges ergeben. Historie und Sage, fromme Legende und Spuk, zarte Stimmungen, belehrende Schilderung, heimatseliges Dichterlob — dies alles umrankt dornröschenschön den romantisch-verträumten Gipfel und will den Leser mitschwingen machen wie der helle Sonntagsmorgenklang der Klosterglocken, die weithin übers oberschlesische Land tönen. Solch ein heimatverbundenes Büchlein bedarf wirklich keiner besonderen Empfehlung. Es gehört in jedes lesefrohe Haus, in jede Schule, in jede Bibliothek, denn es ist ein rechtes Volksbüchlein, das jeden beschenkt mit dem Segen des Heimatberges, sei er jung oder alt, arm oder reich.

Priebatsch's Buchhandlung, Oppeln u. Breslau.

„Ostland"

Monatsschrift vom geistigen Leben der Auslanddeutschen

V. Jahrgang

Das „Ostland" macht sich zur Aufgabe, sämtliche Deutschen der Minderheitsgebiete im Osten geistig zu vereinen in der Idee des Großdeutschtums. Es erscheint in Hermannstadt, dem geistigen Mittelpunkt der Siebenbürger Sachsen und stützt sich auf die hervorragendsten Kräfte des Deutschtums in Rumänien, im Baltikum, Polen, Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien.

Herausgeber Dr. Richard Csaki. — Schriftleiter Dr. Walther Schreiber.

Bezugsbedingungen: „Ostland" erscheint am 1. eines jeden Monats und ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Ostland-Verlag, Hermannstadt, Rumänien. — Jahresbezug für Rumänien 360 Lei, für das Ausland 9 R.-M., für Österreich 15 Schillinge. — Die Bezugspreise verstehen sich einschließlich Postversand. — Zahlungen sind zu leisten im Inland auf das Konto des Deutschen Kulturamtes an die Hermannstädter allgemeine Sparkasse, die Bodenkreditanstalt, beide in Hermannstadt, oder an den Verlag selbst. Im Ausland an die Deutsche Landmannbank A.-G., Berlin W. 9, Köthenerstraße 40—41, oder an Postscheck-Konto Berlin NW. 1563—68.

Schlesische Monatshefte

Eine

Heimatzeitschrift von wirklich ausgeprägter und hoher Eigenart

nicht nur eine erstklassige, reich illustrierte Heimatkunde moderner Haltung, sondern zugleich ein Sprechsaal für alle die namhaften Schlesier und über Schlesien schreibenden Fremden, die unsere provinzielle Kultur mit der gesamtdeutschen und europäischen verbinden. (Aus unserer Anerkennungsmappe)

Das repräsentative Organ für Kultur u. Schrifttum der Heimat

Monatlich 1.— RM. Probeheft und Prospekt bei Bezugnahme auf diese Anzeige frei durch den Verlag Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabteilung, Breslau I, Schuhbrücke 83

Auch bei
O-BEINEN
eleganten Hosensitz
garantiert patent. gesch.
Hosenträger-Combination
Unzähl. Dankschreiben
Per Nachnahme Rm. 2.50
Friedrich Maske
Berlin SW. 11, Stresemannstr. 70

ohne mit

Erdmann Raabe
Oppeln
Graphische Kunstanstalt
Buchdruck ◆ Steindruck ◆ Lithographie
Buchbinderei ◆ Alle vorkommenden Arbeiten
prompt u. preiswert ◆ Verkauf aller Papiere
Bürobedarf ◆ Büromöbel
Photographischer Bedarf
◆
Hospitalstraße Nr. 1
Ring Nr. 16 ◆ Fernruf Nr. 2037

DIE PROGRAMME
der Schlesischen Sender werden
reichhaltig
illustriert und erläutert in der
SCHLESISCHEN FUNKSTUNDE
dem einzigen offiziellen Organ
der Schlesischen Funkstunde A. G.
SCHLESISCHER FUNKVERLAG G.M B.H.
BRESLAU 18 IM SENDEHAUS
Röhrengerätebesitzer lesen
Ausgabe B
mit genauem Europaprogramm

Zur Hundertjahrfeier 1928

Karl Kobald
Franz Schubert
496 Seiten, 70 Bilder und 2 farbige Tafeln
Geh. RM. 7.—, Leinen RM. 10.—
Schubert, und als Hintergrund das Wien der Biedermeierzeit, die lieblichste und entzükkendste Kulturepoche der alten Kaiserstadt, konnte keinen gemütvolleren und sachkundigeren Biographen finden als Kobald, dessen reich illustrierter „Beethoven“ — vier Wochen nach Erscheinen schon im 5.—9. Tausend — sich andauernd im In- und Ausland der größten Nachfrage erfreut.
In guten Buchhandlungen erhältlich
Amalthea-Verlag
Zürich-Leipzig-Wien.

OBERSCHLESIER!
DIE EINZIGE FUNKZEITSCHRIFT, DIE EURE INTERESSEN BEIM SCHLESISCHEN RUNDFUNK SACHLICH UND ZIELBEWUSST VERTRITT, IST DIE
OSTDEUTSCHE ILLUSTRIERTE FUNKWOCHE
HERAUSGEBER FRITZ ERNST BETTAUER / IM STRASSEN- UND BUCHHANDEL ÜBERALL ZU HABEN

Auch in Gleiwitz
Telefunken-Sender
darum verwendet nur

TELEFUNKEN-

Empfänger, Kopfhörer, Röhren, Lautsprecher,
Kondensatoren, Körting-Transformatoren
überall erhältlich

Telefunken-Generalvertretung für ganz Schlesien

Rundfunk G. m. b. H.

BRESLAU 2, Neudorfstrasse 5.

Fernruf: 37089 und 32945.

Reklame-

Klischees in allen Techniken,
Entwürfe, Photographien fertigt

Schönhals

Klischeefabrik Breslau 1
Reuschestr. 57, Telefon 56844